This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Alt- und Neu-Wien.

Beiträge zur Beförderung lokaler Interessen für Zeit, Leben, Kunst und Sitte.

(In zwanglosen Lieferungen.)

Herausgegeben von

Heinrich Adami.

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES

Alt- und Neu-Wien.

Beiträge

zur

Beförderung lokaler Intereſſen

für

Zeit, Leben, Kunſt und Sitte.

(In zwangloſen Lieferungen.)

Herausgegeben

von

Heinrich Adami.

Erſtes Bändchen.

Wien, 1841.

Verlag und Druck von Anton Mausberger.

Leipzig, in Commiſſion bei Heinrich Hunger.

Inhalt

des erſten Bändchens.

	Seite
Vorwort	V
Wien in den Jahren 41	1
Volksſagen in und um Wien. Erzält von Em. Straube.	
1. Das Jungfernbrünnlein	21
Das Mährchen von der Muſikſtadt. Eine Sage der Gegenwart	27
Das Wiener allgemeine Witwen- und Waiſen-Penſions-Inſtitut	41
Das Elyſium	55
Die Wiener Vorſtädte	64
Johanna d'Arc. Oper von Otto Prechtler und J. Hoven	71
Die Wiener Volkspoſſe und Neſtroy's »Talisman«	80
Holtei in Wien. Skizze von Emanuel Straube	89
Flüchtige Bilder aus dem Alltagsleben. Von R....r.	
1. Die Spätlinge	98
2. Eine Spielpartie	101
3. Die Platzhälter	108

Inhalt

Vorwort V
Ode 1 1
Ode 2 11
Ode 3 21
Ode 4 31
Ode 5 41
Ode 6 51
Ode 7 61
Ode 8 71
Ode 9 81
Ode 10 91
Ode 11 101

Vorwort.

Es ist meine Absicht, durch die Herausgabe von »Alt- und Neu-Wien« eine Schrift zu gründen, welche sich ausschließend mit den Interessen der Stadt Wien beschäftigen, und die sie berührenden Ereignisse der Vergangenheit und Gegenwart in ihren Wechselbeziehungen schildern soll. Sie soll zum Organe dienen für alle wichtigeren Erscheinungen unseres öffentlichen Lebens, und denselben eine offene und parteilose Darstellung widmen. In ihren Mittheilungen soll Ernstes und Heiteres mannigfaltig wechseln. Schilderungen unserer geselligen und Kunstzustände, unserer industriellen Fortschritte, unserer öffentlichen Institute und gemeinnützigen Anstalten, Historisches, Sta-

tiſtiſches, Bilder aus Zeit und Leben, Biografien unſerer heimiſchen Dichter, Gelehrten und Künſtler, Theater- und Muſikweſen vom äſthetiſchen Standpunkte aus, wichtige Tagesereigniſſe, Scenen aus dem Volksleben, Sittengemälde, Charakterſkizzen einzelner Stände, und noch vieles Andere, was ſich im Einzelnen nicht gleich ſo herzälen läßt, — werden den Inhalt dieſer Schrift bilden, welche, ohne ſich an einen beſtimmten Zeitpunkt des Erſcheinens zu binden, von Zeit zu Zeit, je nach Vorrath des Stoffes, in einzelnen Lieferungen oder Heften von ſechs bis ſieben Druckbogen in die Oeffentlichkeit treten ſoll. Ich mache es einzig und allein von der größeren oder geringeren Theilnahme des verehrten Publikums abhängig, wie viele Fortſetzungen dieſem erſten Hefte noch folgen ſollen.

Was ich bringe, ſoll ſtets mit Umſicht und Sorgfalt ausgewählt ſein, dem Bedürfniſſe der Gegenwart ſo viel als möglich zu entſprechen, und eben ſowol den-

jenigen, welche ſich durch Aufſätze heiteren Inhalts unterhalten, als jenen, welche ſich über Gemeinnütziges, Hiſtoriſches u. ſ. w. belehren oder wieder daran erinnert ſein wollen, zu genügen ſuchen. Ich fürchte nur, daß ich mit dem beſten Willen nicht im Stande ſein werde, die mir vorſchwebende höhere Tendenz eines ſolchen Werkes vollſtändig durchzuführen, wenn ich nicht in meinem Unternehmen durch andere Schriftſteller unterſtützt werde. Von Einzelnen kann ich bereits in dieſem erſten Hefte Einiges bieten; mehr noch wurde mir verſprochen, und ich ergreife zugleich, bei der durch meine Berufsgeſchäfte und übrigen literariſchen Arbeiten mir ſo karg zugemeſſenen Zeit, die es mir füglich nicht geſtattet, mich an jeden einzelnen meiner literariſchen Freunde zu wenden, dieſen Anlaß, ſie gleich mit dieſen Zeilen zur freundlich geneigten Theilnahme an dieſem Unternehmen einzuladen.

Der Anfang wolle indeſſen als ein ſchüchterner Verſuch betrachtet werden, der gar ſehr der Nachſicht

des Lesers bedarf, welcher ich ihn auch hiemit mit all der väterlichen Angst und Sorgfalt empfehle, die wir Schriftsteller so gerne für unsere eigenen und für die unter demselben Dache wohnenden Kinder unserer Freunde in Anspruch nehmen.

Wien, im Jänner 1841.

Der Herausgeber.

Wien
in den Jahren 41.

41.

Wien, ein kleines Fischerdörfchen, von den Winden (Vendonen) erbaut, daher Vindenwohnung, Vindobona. Ein fester Lagerplatz (castra stativa) der Römer, in welchem die zehnte, und später die dreizehnte Legion (Fabianische Cohorte) als Besatzung lagen. Die Donau, der Grenzstrom des römischen Weltreichs gegen Norden. Name des Landes: Noricum.

141.

Fortdauer der römischen Oberherrschaft. Kaiser Antoninus Pius regiert. Zustand des Friedens. Allmähliges Emporblühen. Die dreizehnte Legion, Vindobonas Besatzung, hatte (100 — 106) siegreich wider die Dacier gestritten. Der zu Gumpendorf aufgefundene Gedächtnißstein des Decebalus gehört in diese Zeit.

241.

Vindobona, eine Stadt zweiten Ranges, und eine Grenzfestung gegen die Barbaren auf dem linken Donauufer. Kaiser Marc Aurel, (der auch am 17. März 180 hier starb), hatte sie dazu erhoben. Es bestehen zwei Hauptcastelle der Römer, wahrscheinlich in der Gegend der

Kirche Maria am Geſtade (Maria Stiegen) und des Belvedere.

341.

Nach Conſtantins, des Großen, Tode (337) kam Vindobona und das Land unter die Herrſchaft ſeines Sohnes Conſtans. Früher ſchon (260) war die Stadt von Gallienus um den Preis der ſchönen Pipa Salonina dem Markomannen-Fürſten Attalus überlaſſen, von Aurelian aber (270) dem Reiche wieder zurückgewonnen worden. Vindobona iſt 341 ein Hauptwaffen- und Hafenplatz; auch die Umgegend ſeit Kaiſer Probus Zeiten (276) mit Wein bebaut.

441.

Vindobona iſt nicht mehr unter römiſcher Oberherrſchaft. Die häufigen Einfälle der benachbarten barbariſchen Völkerſtämme, der Markomannen, Alanen, Vandalen, Hunnen und Gothen, welche wechſelweiſe auch dieſe römiſche Provinz unterjochten und plünderten, hatten zur Folge, daß die römiſchen Kaiſer dieſe entfernte Provinz aufgaben, und endlich, beiläufig um die Mitte des fünften Jahrhunderts, das Land durch einen förmlichen Vertrag den Rügen (Rugiern) überließen, einem gothiſchen Völkerſtamme, der von der Oſtſee gegen die Donau vorgerückt war. Die Gegend um Wien hieß nun eine Zeit lang das Rügenland. Man fängt an, der Stadt den Namen Fabiana oder Faviana (von der hier ſtationirt geweſenen fabianiſchen Cohorte) zu geben, der vierzig Jahre ſpäter ſchon ganz allgemein wird. Hieraus wird auch der ſpätere Name »Wien« abgeleitet: Biana oder Viana, Wian

oder Wean, wie er auch noch heutzutage im Munde des Volkes heißt. König Etzel (Attila), die Geißel Gottes, zieht mit seinen verheerenden Scharen an der Stadt vorüber, und wahrscheinlich ist auch sie der Zerstörung nicht entgangen.

541.

Fabiana und die Umgegend ist in der Gewalt der Longobarden. Die Rugier, welche sich um die Mitte des vorigen Jahrhunderts hier angesiedelt hatten, wurden (487) von Odoaker, dem Könige der Heruler, bekriegt und vertrieben, wobei auch Fabiana fast ganz zerstört wurde. Allein auch diese Eroberer mußten den Longobarden weichen, welche sich bis 568 im Besitze der Stadt und ihres Bezirkes behaupteten. Das Christenthum gewinnt durch einen afrikanischen Mönch, St. Severin, Fabianas Apostel, (der im Jahre 454 nach Wien gekommen war, das Christenthum zu predigen, ein Kloster in dem Orte Heiligenstadt und ein zweites in dem jetzt von ihm benannten Orte Sievering oder Severing gestiftet hatte, wo er am 5. Jänner 482 auch starb,) eine immer größere Ausbreitung. Im Jahre 541 ist Fabiana bereits der Sitz eines Bisthums.

641.

Oberherrschaft der Hunnen und Avaren! Zeit der Unterdrückung und des Verfalls. Wiedereinführung des Götzendienstes, Verfolgung der Christen! Die Einwohner schmachten (seit 568) in harter Knechtschaft, oder werden von ihren fremden Herren nach Byzanz als Sclaven weggeschleppt und verkauft!

741.

Fortdauer desſelben harten und troſtloſen Zuſtandes unter der Herrſchaft der Hunnen und Avaren bis zum Jahre 791. Verſchwunden jede Spur des ehemaligen aufblühenden Wohlſtandes, das Land, eine Wildniß, bewohnt von reißenden Thieren, und von Fremdlingen, die noch viel ſchlimmer ſind, als die Thiere.

841.

Periode des Wiederaufblühens nach den Tagen des fränkiſchen Kaiſers, Karls des Großen, († 814) des Wiederherſtellers unſerer Stadt. Fabiana, nun abermals der Sitz eines Bisthums und der Schulen. Die zwei älteſten Kirchen der Stadt, St. Ruprecht und St. Peter, erſtere von den Miſſionären Cunald und Giſalrich zu Ehren ihres frommen Lehrers, letztere (um 792) von Kaiſer Karl ſelbſt, (auf demſelben Platze, wo noch heute die Peterskirche ſteht,) geſtiftet. Das Land, eine Markgrafſchaft, mit dem Namen Oſtreich, (das nach Oſten gelegene Reich,) Oeſterreich. Anſiedler aus Franken, Sachſen und Baiern hatten das verödete Land neu bevölkert.

941.

Magyaren-Schwärme ziehen längs der Donau nach Oeſterreich herauf, und überfluten ganz Teutſchland, Raub, Vernichtung und Sclaverei verbreitend. Eine Reihe der blühendſten Städte, und — auch Fabiana, ſanken in Schutt und Aſche!

1041.

Die Stadt wird nicht mehr Fabiana, ſondern Wienn genannt. Abermaliges Emporblühen unter der Herrſchaft

der Babenberger. Die Magyaren sind in die Grenzen ihres Landes zurückgetrieben, und allmählig beginnt Oesterreich sich von den harten Schlägen der verwüstenden Kriege und Raubzüge zu erholen, und die Segnungen eines dauernden Friedenszustandes zu genießen. Aus den teutschen Landen ziehen Ansiedler herbei, das so fruchtbare, aber verheerte Land wieder neu zu bebauen. Es steigt die Bevölkerung, und bildet so eine starke Vormauer gegen die unruhigen Nachbarn.

1141.

Markgraf Leopold V. von Babenberg, Sohn Leopolds, des Heiligen, unseres Landespatrons, stirbt am 18. Oktober dieses Jahres, nach sechsjähriger glücklicher Regierung. Ihm folgt sein jüngerer Bruder, Heinrich Jasomirgott, der auch noch in demselben Jahre seine Residenz vom Kahlenberge nach Wienn verlegte. Er erbaute sich hier eine Burg auf dem, hievon auch benannten Platze »Am Hof«, auf der Stelle, wo jetzt das Gebäude des k. k. Hofkriegsrathes steht. Mit diesem Jahre beginnt Wienn immer größer, reicher und blühender zu werden. Markgraf Heinrich, später zum Herzoge erhoben, versammelt viele Edle und Künstler an seinem Hofe, unternimmt riesige Bauwerke, vergrößert die Stadt, und legt so den Grund zu ihrer späteren Herrlichkeit, die sich während seiner sechsunddreißigjährigen segenvollen Regierung, 1141 bis 1177, immer glänzender entfaltet. Im Jahre 1141 ist Wienn ein mit einer Ringmauer und einem tiefen Graben umgebener fester Platz, mit vier Kirchen, (St. Ruprecht, St. Peter, Maria am Gestade und

St. Pancraz), außen begrenzt von Weinbergen, Feldern, Auen und Wald, und von der Donau, mit einem Jagdhause außer der Stadt, (in der Gegend der heutigen Wallnerstraße,) von Leopold, dem Heiligen erbaut, — und nur wenige Jahre später, so erhebt sich bereits außer der Stadt auf der einen Seite der rieſige, von Meiſter Octavian Wolzner aus Krakau geleitete Bau der St. Stefanskirche, um ſie herum eine neue Vorſtadt, die Wollzeile genannt, und auf der anderen Seite, ebenfalls außer der Stadt, die Kirche und das Kloſter zu den Schotten.

1241.

Es regiert der letzte Babenberger, Friedrich II., der Streitbare, ein Sohn Leopolds VII., des Glorreichen. Ein Jahr vorher (1240) hatte er ſeine Reſidenzſtadt, nach langer und harter Belagerung, wieder erobert. Die Noth während der damaligen Belagerung war ſo groß, daß man Hunde und Pferde aß, und ein Metzen Korn auf den damals ungeheuren Preis von ſieben Talenten oder Thalern, und ein Eimer Wein auf zwölf Schillinge ſtieg. Seit 1237 iſt Wien durch Kaiſer Friedrich II. durch die goldene Bulle zur unmittelbaren freien Reichsſtadt erhoben, und durch ihn auch um die gleiche Zeit eine hohe Schule geſtiftet worden. Die Stadt iſt ein Mittelpunkt des Handels nach allen vier Weltgegenden, ein Hauptſtapel- und Niederlagsplatz. Seit 1198 (unter Leopold, dem Glorreichen,) beſteht hier nach Oeſterreichs älteſtem Stadtrechte ein Magiſtrat, oder innerer und äußerer Stadtrath von Vier und zwan-

zig und von Hundert Genannten. Der Stadtrichter ist die höchste Obrigkeit, und nach ihm im Range kommt der Bürgermeister. Die hundert äußeren Räthe (Rathenden) haben die Aufsicht über Handel und Wandel. Die Stadt, ihre Ringmauern und Gräben werden erweitert. Seit Leopold, dem Glorreichen, wird auch in Wien alljährlich am 1. Mai das Veilchenfest gefeiert.

1341.

Die glänzenden Tage Leopolds, des Glorreichen, aus dem Hause der Babenberger, sind wiedergekehrt unter Albrecht, dem Weisen oder Lahmen, aus dem Stamme Habsburg, der seit 1339 als Herzog über Oesterreich herrscht. Residenz ist die jetzige Burg; Wien des Reiches Hauptstadt. Die Stadt ist in vier Viertel eingetheilt, welche bereits die heutigen Namen führen: Schotten-, Stuben-, Kärntner- und Widmer- oder Holz-Viertel. Seit und durch König Ottokar von Böhmen (1261) wurde sie sehr vergrößert, und hat beinahe den Umfang, wie jetzt, nur daß es noch viele leere Bauplätze, (in Folge früherer großer Feuersbrünste, — Namensursprung der Brandstatt,) zahlreiche Hausgärten, und Badstuben (daher Stubenviertel) gab. Mächtige Thürme an den Thoren und an der Burg geben der Stadt ein finsteres Aussehen. St. Stefansdom wird erweitert und vergrößert, wozu alle Unterthanen, selbst die Geistlichen und die Kinder in der Wiege, eine Kirchensteuer, sieben Wiener-Pfennige auf den Kopf, bezalen mußten. Auch fällt in dieses Jahr die gänzliche Wiederherstellung der im Jahre 1319 abgebrannten St. Michaelskirche. Am 23. Juli 1340 hat-

ten die Wiener ihre große Handveſte erhalten, welche ihnen viele ausgedehnte Freiheiten, Rechte und Privilegien einräumte. Das Bürgerſpital, in welchem 600 Arme verpflegt werden, befindet ſich vor dem Kärntnerthore. Wegen Zunahme der Bevölkerung wird der äußere Stadtrath von 100 auf 200 vermehrt. Als Bürgermeiſter in dieſem Jahre kommt vor: Conrad Wildwerker, als Pfarrer bei St. Stefan: Albert Graf von Hohenberg. Schon ſeit 1320 beſteht Wiens eiſernes Buch, (Handveſte Friedrichs, des Schönen,) worin der Bürger Gerechtſame und Ordnungen zu verzeichnen ſind. Die Bürgerſchaft iſt reich und mächtig, und von ihren Erſten empfangen auch viele Straßen der Stadt ihre Namen. In Chroniken wird viel von dem Kleiderputze der Wiener in jenen Tagen geſprochen. »Einige trugen Ermel von zweierlei Tuch, Andere den einen viel weiter, als den anderen, ja als den ganzen Rock, und verziert mit vielfarbigen Bändern, mit wohlklingenden Schellen und ſilbernen Röhrchen an Seidenſchnüren. Einige trugen auf der Bruſt mehrfarbige Flecken mit Namenszügen von Silber, Gold oder Seide, mit Bildniſſen oder mit Ringen. Tiefe Ausſchnitte um den Hals, oder enges Anſchließen der, von der Schulter bis auf die Hüften mit unzähligen Schnüren und Knöpfen beſetzten, am Saum mit vielen Einſchnitten oder mit andersfarbigem Tuche bezeichneten Kleider, ſollten die ſchöne Geſtalt zeigen. Sogenannte Gugeln oder Kaputzen wurden allgemein. Manche fanden es zierlich, wenig Haare zu haben, und theilten ſie, wie die Juden, oder flochten ſie, wie die Ungarn und Cumanen. Statt

der prächtigen Schärpen wurde die Hüfte mit ledernen Riemen umgürtet, und die Mäntel so kurz, daß sie kaum an den Gürtel reichten, die Ermel nur bis an den Ellenbogen, von wo ein zierlicher Lappen, gleich einem Fähnlein, bis auf die Hüften herunterhing.« — Es werden seit 1277 (erste Marktgerechtigkeit der Stadt, durch Kaiser Rudolf von Habsburg verliehen,) alljährlich vier Märkte in der Stadt abgehalten. Damals bestehende Volksfeste waren: Der Wettlauf und das Scharlachrennen, letzteres von welschen Kaufleuten eingeführt. Die Umgegend wurde um dieses Jahr durch fürchterlich verwüstende Heuschreckenzüge heimgesucht, von denen, der Sage nach, ein Ritter mit seinem Rosse aufgegessen wurde.

1441.

Wien ist seit 1365 der Sitz einer Universität, und zält bereits 50,000 christliche Einwohner. Es ist wohlbefestigt, hat ein steinernes Straßenpflaster, und Häuser mit hohen Giebeldächern, prächtig und geschmackvoll verziert, von Außen und Innen bemalt, durchaus aus Stein gemauert, aber meistentheils nur mit Schindeln gedeckt. Der neue Bau des St. Stefansdoms und des großen Thurmes, welcher vier und siebenzig Jahre gedauert, ist seit 1433 durch den Meister Anton Pilgram vollendet. Auch die Augustiner-Kirche wurde seit 1439 durch Dietrich Ladtner, Baumeister von Piern (Pirna?) fertig gemacht. Um die Stadt herum breiten sich weitläufige Vorstädte aus, die gleichfalls von einem mächtigen Graben und Walle eingeschlossen werden. Der Reichthum und die Prachtliebe der Wiener Bürger werden sehr gerühmt,

doch klagt man auch über große Theuerung, indem z. B. eine Maß Wein 16 — 20 Pfennige koſtete. In dem Gemälde, welches Aeneas Sylvius, (nachmals Pabſt Pius II.) von Wien aus jenen Tagen entwirft, heißt es: »das Volk halte ſehr viel auf Speiſe und Trank, und was es die ganze Woche über verdiene, verzehre es wieder am nächſten Feiertage; trete man in das Haus eines Bürgers, ſo meine man in das Haus eines Fürſten zu kommen.« Indeſſen die Sitten werden nicht ſehr glänzend geſchildert, zumal der Ritter und Studenten, die ſich Raufhändel und ſonſt allerlei Unfug erlaubten. Mit dem unteren Werd über der Donau (nachmals Vorſtadt Leopoldſtadt) iſt die Stadt beim rothen Thurme durch eine im Jahre 1439 neuerbaute Schlagbrücke verbunden. Regent des Landes iſt der 1440 zum teutſchen Kaiſer gewälte Friedrich III. als Reichsverweſer für Ladislaus Poſthumus, Sohn Kaiſer Albrechts II., als Herzog von Oeſterreich V. († 1439). Als Stadtrichter in dieſem Jahre wird Oswald Reicholf, als Bürgermeiſter Hans Steger, und Conrad Zeideler als Probſt bei St. Stefan genannt. Auf der Gänsweide nächſt der Weißgärber-Vorſtadt fanden um jene Zeit die Scheiterhaufen-Executionen Statt.

1441.

Ferdinand I. regiert. Die Stadt, deren Volkszal, ohne Kinder, 60,000 Seelen beträgt, leidet immer noch an den Folgen der (erſten) türkiſchen Belagerung durch Soliman vor zwölf Jahren (1529). Die innere Stadt hat bereits ihren jetzigen Umfang. Der ſchöne Spa-

ziergang um die Wälle wird ſchon um das Jahr 1500 gerühmt. Die Vorſtädte, welche die Stadt in reicher Anzal umgaben, und mit ihr an Schönheit und Größe zu wetteifern begännen, liegen zum Theile noch durch die Türken verbrannt und zerſtört. Verwüſtet ſind der obere und untere Werd (Roßau und Leopoldſtadt), und es wird die Wiederherſtellung auf dieſen »öden Gründen« den Bürgern aufgetragen, widrigens ſie dem Bürgermeiſter verfallen. Das Donauufer wird regulirt, und durch Erweiterung und Vertiefung des Stadtgrabens, durch Herſtellung der Baſtionen der Anfang zur größeren Befeſtigung Wiens gemacht. Der Stadt-Ingenieur Auguſtin Hirsvogel machte den Plan dazu Die Herzoge von Baiern und Sachſen, die teutſchen Reichsſtädte, der Wiener Handelsſtand und die reichen Bürger lieferten hiezu große Summen, auch wurde im ganzen Lande zum Feſtungsbau geſammelt, und die gemeinere Klaſſe der Bewohner mußte Frohndienſte leiſten. Gleichzeitig (ſeit 1536) wurde auch an der Vergrößerung und Verſchönerung der kaiſerlichen Burg gearbeitet. Es beſtehen 1541 das ſtändiſche Landhaus und das ſtädtiſche (bürgerliche) Zeughaus der vier Kompagnien Bürger-Miliz. Statt des vor dem Kärntnerthore beſtandenen, in der türkiſchen Belagerung aber niedergebrannten Bürgerſpitals bewilligte (1539) Ferdinand I. der Stadt Wien das St. Klara-Kloſter inner der Stadt zu einem neuen Bürgerſpitale. In der Umgegend Wiens, vorzüglich um den Kahlenberg, zeigen ſich um jene Zeit noch in ziemlicher Anzal Luchſe, Wölfe, Eber und Bären. In Bonfins Gemälde von Wien aus

damaliger Zeit heißt es: »Es wird hier ungeheuer viel Geld verdient, aber alles geht wieder darauf, auf die Tafel, den Putz und ſchöne Bauten.« In dieſem Jahre (am 21. Mai) ſtarb der berühmte Johann Faber, Biſchof von Wien, ein eifriger Katholik, ausgezeichneter Prediger und geſchickter Staatsmann. Ihm folgte der als Schriftſteller bekannte Friedrich Nauſea. Bürgermeiſter in dieſem Jahre war Paul Pernfues, Stadtrichter Hermes Schallauzer. Seit 1540 beſteht in Wien bereits eine Staatsdruckerei. Uebrigens war die erſte Hofzeitung ſchon 1488 ausgegeben worden. Die Jägerzeile hieß damals die Venediger-Au, die Vorſtadt St. Ulrich Zeißmannsbrunn und war ein Dorf, mit einer dem heiligen Ulrich geweihten Kirche. Die Laimgrube hatte ihren Namen, weil daſelbſt für die Ziegelöfen Lehm ausgegraben wurde. Ueber der Laimgrube ſtanden einige Windmühlen, von denen ſich auch der jetzige Name des Vorſtadtgrundes herſchreibt. Das heutige Mariahilf war ein Dorf und hieß Schöff. Die Wieden erſtreckte ſich bis an die Mauern der Stadt. Matzleinsdorf, Hundsthurm und Margareten waren noch Felder. Vom Stubenthore bis zur Donau hieß es »unter den Jägern.« Auf der Stelle der heutigen Landſtraße ſtanden nur wenige Häuſer; man nannte ſie damals die Nicolai-Vorſtadt. Erdberg war ein kleines Dorf, mit Beſitzungen der Tempelritter. Währingergaſſe, Alſervorſtadt und Joſefſtadt waren noch Felder. — 1541 war es auch, wo die Peſt wiederum ausbrach, und, bis zum Februar 1542 während, viele Menſchen hinwegraffte!

1641.

Regierung Kaiſer Ferdinands III. Das Wüthen des dreißigjährigen Krieges erſtreckt ſich auch auf unſere Stadt. Die Schweden unter dem General Torſtenſohn erſcheinen in der Umgegend, auf dem linken Donauufer, beſetzen Krems, Stein und Korneuburg, und vertreiben die Kaiſerlichen ſogar aus der ſogenannten Wolfsbrücken-Schanze, welche am heutigen Spitz außer der letzten großen Donaubrücke angelegt war. Ein paniſcher Schrecken bemächtiget ſich der Bewohner Wiens, es bewaffnen ſich die Bürger, Studenten und Handwerkspurſche, und die kaiſerliche Familie flüchtet eiligſt mit allen Koſtbarkeiten nach Grätz. Torſtenſohn, nach vielen vergeblichen Verſuchen, über die Donau zu gehen, zieht ſich nach Mähren zurück, und nur 200 Schweden blieben als Beſatzung in der eroberten Brückenſchanze, welche von den Kaiſerlichen unter dem Commando des Erzherzogs Leopold Wilhelm geſtürmt und genommen wird. Die Schweden führt man gefangen nach der Stadt. Es war am Brigitta-Tage, während der Beſchießung dieſer Schanze, als in das Zelt des Erzherzogs eine feindliche Kanonenkugel fiel, ohne ihn zu verletzen. Zur Erinnerung an dieſe Begebenheit wurde auf derſelben Stelle eine Kapelle zu Ehren der heiligen Brigitta erbaut, wovon auch die Au den Namen Brigitten-Au empfing, und das Volksfeſt des Brigitten-Kirchtages ſeinen Urſprung nahm. Biſchof von Wien in dieſem Jahre war Friedrich Filipp Graf von Breuner, der Gründer und Erbauer des jetzigen Hochaltars und des kaiſerlichen Oratoriums in

der St. Stefanskirche, des bischöflichen Hauses auf der Freiung, und des Schlosses zu St. Veit; Bürgermeister Konrad Bramer. Von der Stadtbefestigung ist bereits der größte Theil der Basteien vollendet. Das Rathhaus befindet sich in der Wipplinger-, vordem Wildwerksstraße. Noch besteht keine Beleuchtung auf den öffentlichen Plätzen und Straßen, selbe wurde erst 46 Jahre später (seit 5. Juni 1688, durch den niederösterreichischen Statthalter und Reichsgrafen Quintin Jörger,) eingeführt. Der Prater ist ein für Jedermann geschlossener Jagdbezirk des Kaisers. Anlegung des Augartens.

1741.

Erstes Regierungsjahr der großen Kaiserin Maria Theresia, Tochter Kaiser Karls VI., des letzten männlichen Sprossen aus dem Stamme der Habsburg, der nahe an fünfhundert Jahre über Oesterreich geherrscht. Geburtsjahr Kaiser Josefs II. Stadt und Vorstädte haben sich von den Folgen der zweiten türkischen Belagerung durch den Großvezier Kara Mustafa (1683) bald wieder erholt, sich seither immer mehr ausgedehnt und verschönert, und sind mit vielen herrlichen und großen Bauten, St. Peterskirche (1702), Spital zu St. Marx (1706), Ingenieur-Akademie (1718), Karlskirche (1716 — 1737), Hofstallgebäude (1723), Belvedere des Prinzen Eugen von Savoien (1724), Hofbibliothek (1726), Reichskanzlei (1728), Winterreitschule (1729 bis 1735), bürgerliches Zeughaus (1731), Marien-Säule am hohen Markte (1729), Springbrunnen am neuen Markte mit den schönen Statuen Rafael Donners (1739) ꝛc. ꝛc.

neu geſchmückt worden. Fiſcher von Erlach, einer der berühmteſten Baumeiſter jener Zeit. In den Vorſtädten zält man bereits 3000 Häuſer. Seit 1703 iſt auch der ganze Umkreis der Stadt durch die Linien eingefangen. Seit demſelben Jahre erſcheint auch die erſte öffentliche Zeitung in Wien, das Wiener-Diarium, unſere heutige »Wiener-Zeitung.« Seit 1705 iſt Wien der Sitz einer Akademie der bildenden Künſte. Die große Glocke, durch den k. k. Stückgießer Johann Achamer aus eroberten türkiſchen Kanonen gegoſſen, befindet ſich ſeit 1711 auf dem St. Stefansthurme. (Sie wiegt 402 Zentner, und koſtete 19,440 Gulden.) Wien iſt bereits der Sitz eines Erzbisthums. Erzbiſchof iſt Cardinal Sigmund Graf von Kollonitſch, Erbauer des erzbiſchöflichen-Curathauſes, und der Kirche zu St. Veit. Bürgermeiſter wird, ſtatt des in dieſem Jahre verſtorbenen Johann Adam von Zallheimb, der frühere Stadtrichter Dr. Peter Joſef Koffler, und Stadtrichter Andreas Ludwig Leitgeb. Die Vorſtädte Wiens werden in dieſem Jahre (im Monate Juni) durch den ausgetretenen Wienfluß und die Donau überſchwemmt und leiden großen Schaden; auch mehrere Menſchen kommen dabei um's Leben. Stehendes Theater iſt in Wien bloß Eines: das durch den Magiſtrat 1709 für die damals ſehr beliebten italieniſchen Opern und Arlequinaden erbaute Kärntnerthortheater, von dem 1712 die teutſchen Schauſpieler Beſitz nahmen, und bis zum Baue des Hofburgtheaters, der eben 1741 vollendet wurde, größtentheils extemporirte Komödien aufführten. Kaiſer Leo-

pold I. hatte übrigens schon 1690 ein Theater für italienische Opern errichtet, wo mitunter auch spanische Schauspiele gegeben wurden. Volkskomiker damaliger Zeit waren Josef Stranitzky, (von 1708 bis 1735) der berühmte Erfinder und Darsteller des »Hannswurst«, der Schöpfer der Wiener Volksbühne, und nach ihm noch Gottfried Prehauser, (von 1720 bis 1759.)

1841.

Segensreiche Regierung Kaiser Ferdinands I. von Oesterreich. Zustand der Wohlfahrt, durch weise und milde Gesetze gesicherter Rechtsverhältnisse, und des durch die Bemühungen der österreichischen Diplomatie glücklich erhaltenen Friedens. Bewegung und Fortschritt im industriellen Leben durch eine Masse neuer und nützlicher Erfindungen. Zwei Eisenbahnen, entfernte Provinzen mit des Landes Hauptstadt vereinigend. Gasbeleuchtung. Dampfschifffahrten auf der Donau, Wien und seinen Handel mit dem Morgenlande verbindend. Kettenbrücken. Große Wasserleitung nach den höher gelegenen Vorstädten. Umfassende Verschönerungen der inneren Stadt und ihrer Vorstädte. Ueberall neue prachtvolle, großartige Bauten, Erweiterung vieler Plätze und Straßen, helleres und freieres Aussehen der ganzen inneren Stadt. Erneuerung aller Thore, und neuer großartiger Zubau vor der kaiserlichen Burg durch das Burgthor, das säulengetragene, den Kaiser- und Volksgarten. Das Haus der Stände, das Gebäude der Sparkasse, der Domherren-, der Johanniter-Hof, die Börse, der Bazar, das Universitäts-Stiftungshaus, die Häuser der Rothenthurmstraße, — wahr-

hafte Paläſte, theils vollendet, theils im Werden begriffen. Der Stefansthurm, der Rieſenwächter unſerer Stadt, umringt von hochanſtrebenden Gerüſten. Die Stadtwälle, der Stadtgraben und das Glacis neu regulirt, und zu Spaziergängen umgeſchaffen, wie keine andere Hauptſtadt ſie aufzuweiſen hat. Neu entſtandene, und mit jedem Tage faſt ſich vergrößernde Vorſtädte, an Pracht und Schönheit der Häuſer mit den Bauten der inneren Stadt wetteifernd. Die Anzal ſämmtlicher Häuſer in der Stadt und allen vier und dreißig Vorſtädten beläuft ſich auf achttauſend dreihundert und drei und vierzig, ihr Zinserträgniß auf mehr, als eilf Millionen Gulden, ihr Kapitalswerth auf Einhundert drei und achtzig Millionen Gulden, die Zal der Einwohner, mit Einſchluß der Garniſon, auf mehr, als Dreimalhundert ſechzig tauſend Seelen. Die Umgegend von Wien, ein Kreis blühender und wohlhabender Dorfſchaften, deren Häuſer und Gartenanlagen manche Stadt in der Provinz beſchämen würden. Das Volk heiter, fröhlich und zufrieden. Feſte und Unterhaltungen überall in bunter Menge, Walzer an allen Ecken, Strauß und Lanner, die gefeierten Helden des Tages. Fünf ſtarkbeſuchte Theater, worunter man das Hofburgtheater die Muſterbühne für ganz Teutſchland nennt. Ueberhaupt große Luſt des Publikums am Theater und an Muſik, doch vorherrſchende Neigung für das Fremdländiſche. Kräftig erwachender Sinn für bildende Kunſt, glücklich angeregt und befördert durch die alljährlich wiederkehrenden Gemälde-Ausſtellungen, und den bereits ſehr volksthümlich gewor-

denen Kunſtverein. Schulen und Bildungsanſtalten für jeden Zweig des Wiſſens. Der Volksunterricht muſterhaft und wohlgeregelt. Eine Unzal gemeinnütziger und Wohlthätigkeits-Inſtitute. Der Sinn für Wohlthätigkeit allgemein verbreitet, angeregt durch das hohe Beiſpiel der kaiſerlichen Familie, und viel des Guten und Nützlichen ſtiftend. Vielfacher Antheil an Verſorgungs- und Verſicherungs-Anſtalten. Unternehmungen auf Aktien. Beſondere Vorliebe zu Speculationen mit Staats- und Induſtrie-Papieren. Großer Zuſammenfluß von Fremden. Politiſche und noch mehr belletriſtiſche Zeitſchriften in bunter Auswahl und Menge. Das Theater der liebſte Gegenſtand des Geſpräches. Aeußere Zeichen von Wohlhabenheit und Reichthum der Wiener im Kleiderputze, in theuren Wohnungen, in herrlichen Equipagen, in geſchmackvollen Ausſchmückungen und Einrichtungen der Kaufläden und öffentlichen Verſammlungsorte.

1941.

Die Linien Wiens ſind verſchwunden, alle umliegenden Ortſchaften, als Vorſtädte, in den Rajon der Stadt gezogen. Das Ufer des Donaukanals, zu beiden Seiten mit einer Reihe prachtvoller Palläſte beſetzt; die innere Stadt, bis an die Donau reichend, um mehr, als ein Drittheil erweitert. Anzal der Einwohner: Eine Million. Baſteien, Glacis, alle Straßen der Stadt und Vorſtädte, ſelbſt das Innere der Häuſer, mit Gas erleuchtet. Eiſenbahnen nach allen Weltgegenden. Eine Luftbahn nach dem Kahlenberge. Dampfſchifffahrt auf der Wien. Der Schanzel ein kleiner Seehafen. Drei-

ßig Theater, worunter zehn für die Oper, deren beliebteſtes Genre die chineſiſche iſt. Eine ſolche Oper hat fünfzehn Akte, beſchäftiget ſieben Primadonnen, neun Tenoriſten, dreizehn Baſſiſten, einen Chor von Zweihundert, und ein Orcheſter mit 12 Hörnern, 12 Trompeten, 12 Poſaunen, 24 Bombardons, und 36 großen Trommeln. Im Schauſpiele gibt man Ueberſetzungen und freie Bearbeitungen mongoliſcher, karaibiſcher und newfoundländiſcher Tragödien, und lappländiſcher Luſtſpiele. Es beſtehen 24 Concertſäle. An allen Straßenecken figuriren die Einladungen drei- und vierjähriger Virtuoſen. Das Klavier iſt ein ganz auſſer Gebrauch gekommenes Inſtrument. Von den Zeitungen erſcheint alle drei Stunden ein neues Blatt im Rieſenformate. Kritiken werden fünf Minuten nach der Aufführung geliefert. Alles auf Aktien! Errichtung einer großen wechſelſeitigen Heirats-Aſſekuranz-Geſellſchaft mit Verloſung und Prämien. Eröffnung einer Subſcription zu Monumenten für die Walzer-Heroſſe des vorigen Jahrhunderts. Alle Tänze aus der Mode, nur die Galope nicht. Das Tabakrauchen der Damen allgemein. Projekt zur Errichtung einer eigenen Börſe für das ſchöne Geſchlecht. Stand der Aktien: 7983 3/16, — der Kahlenberger-Luftbahn-Promeſſen: 382 1/4 für 100. Keine Fiaker, nur elektro-magnetiſche Cabriolets. Eine Köchin bezieht monatlich 100 Gulden Honorar, 2 Dukaten Diäten, hat ſechs Wochen Urlaub, den Titel »Fräulein«, eine elegante Woh-

nung von drei Zimmern, und nach fünf Dienſtjahren Penſion. Ueberall Glanz, Pracht und Reichthum, Pallaſt an Pallaſt, die Auslagen der mit den Bildern der erſten und berühmteſten Maler dekorirten Kaufläden, alle Herrlichkeiten der Mode entfaltend.

A.

Volkssagen in und um Wien.

Erzält von Emanuel Straube.

1.

Das Jungfernbrünnlein.

Sinnend ſtand die Jungfrau am Brünnlein und blickte lächelnd auf den Spiegel der Flut, welcher ihr anmuthig Bild in gar ſüßem Spiele zurückſtrahlte.

»Wie heißt Ihr das Wäſſerlein, holdſelige Maid?« fragte urplötzlich eine wohllautende Stimme, und hinter einem Erlenſtrauche trat ein ſchmucker Rittersmann hervor, deſſen die Jungfrau vorher nicht anſichtig geworden war, wiewol ſein hoher Reiherbuſch das Geſtrippe weit überragte, und ſein glänzend Gewaffe weithin glitzerte und funkelte, gleich einem Häuflein Johanniskäfer zur Nacht. Sie erſchrack faſt ob der unverhofften Erſcheinung, ſo ihr gleichſam aus der Erde emporgeſtiegen zu ſein däuchte, und unwillkührlich Grauſen durchfröſtelte ihr Gebein.

»Sie nennen es das Jungfernbrünnlein, edler Herr,« entgegnete ſittiglich die Maid, »welchen Namen, wie ich glaube, das Waſſer von mir erhalten hat; ſintemalen ich, die Schloßjungfrau von da drüben, ſelbes an einem heißen Tage entdeckt, mich daraus gelabt und ſeitdem die Gegend alltäglich beſucht habe. Doch vergönnt, daß ich heimwärts eile, immaßen es einer Jungfrau übel geziemen will, mit einem fremden Recken in wilder Waldeinſamkeit zu weilen.«

Sie wollte gehen; doch der ſtattliche Junkherr hielt ſie am Arme zurück und redete ihr, in gar anmuthiger Weiſe, und mit ſo holdſeliger Geberde zu, daß ſie Heimat und Vaterhaus und ihre Hörigen insgeſammt vergaß, um der ſüßen Rede des Fremdlings zu lauſchen, welcher ihr von ſeinen Ritterfahrten und Abenteuern erzälte und dabei nicht verſäumte, manch' zartes Wörtlein über ihren Liebreiz, und wie ſein ganzes Herz davon bezwungen worden, einfließen zu laſſen.

Als endlich die Schloßjungfrau heim kehrte, geſchah es widerſtrebend und mit dem feſtiglichen Entſchluſſe, morgen an derſelben Stelle den Ritter zu treffen, welcher ſo wunderſam zu erzälen wußte und von deſſen Munde die Rede troff, wie goldener Honig.

Und wirklich that ſie, wie ſie in ihrem Innern beſchloſſen hatte; alltäglich fand ſie ſich ſeitdem am Brünnlein ein, wenn der Seiger am nahen Schloſſe die verabredete Stunde anzeigte, und alltäglich harrte auch ſchon der Ritter ihrer, um ihr dies minnigliche Gebahren mit zarter, ſchmeichelnder Rede und mit dem wärmeſten Koſen zu vergelten.

Alſo verging dem trauten Paare der Sommer, und der Herbſt hatte allbereits den Forſt zu entblättern und das gelbe Laub in raſchen Schwingungen aufzuwirbeln begonnen, als die Liebenden erſt inne wurden, daß nun ihres Weilens nicht länger im Waldesheg werde ſein können. Eines Tages daher, beim Scheiden, ſank Hermingarde weinend dem Erkornen an die Bruſt und ſchluchzte:

»O mein Auserwählter! was ſoll nun aus mir werden? aus mir, die ich gewohnt bin, des Tages Mühe duldſam

zu tragen, weil ich wußte, daß dein Anblick das Labſal ſein würde, um mir all' Erduldetes zu lohnen mit Himmelsluſt! — Es iſt nun an der Zeit, daß du vorſprecheſt bei meinem Herrn Vater und um die Hand ſeines Töchterleins werbeſt nach ziemlichem Brauche. Thue denn alſo, mein Herzliebſter, und der rauhe Winter wird ſich mir wenden zum ſchönſten Lenze!«

Eine helle Lache ſchlug der fremde Paladin auf ob den Worten des Fräuleins und gegenredete dann:

»Ei, was kömmt dir zu Sinn, mein wonniglich Bräutchen? — Minniglich mit dir verkehren, dich herzen und küſſen mag ich gar wohl, trotz Sturm und Sonnenbrand, allein Mehreres heiſche nicht von mir, dieweil ich es nicht zu leiſten vermöchte. Der Mann muß ſich eben durch's Leben ſchlagen auf eigene Fauſt, will er ein Mann bleiben; denn an der Seite einer Geſponſin verkümmert er zum Ehſtandskrüppel und geht aller ſelbſteigenen Kraft und Thätigkeit bar. Soll's geſchieden ſein, ſo laß uns ſcheiden bis zum nächſten Frühling; aber verlange nicht, daß ich mit dir vor den Altar treten ſoll, der mir ein Gräuel, daß ich unmännlich mich in das Zwingkoller des Eheſtandes beugen ſoll, um dir und deiner Sippſchaft zu hofiren als ein Tuckmäuſer und Weiberknecht!«

Erſtarrend hatte das Fräulein dieſen Worten gelauſcht, es ging ihr wie ein zweiſchneidig Schwert durch die Seele.

»Hermann,« ſagte ſie endlich ſtammelnd, »ich hoffe, du ſcherzeſt! — Hab' ich darum das Hohnlachen der Mägde und Schloßfröhnerinen, die Verweiſe von Vater und Mutter, die Vorwürfe meines Gewiſſens erduldet, das

in ſittiger Scham ankämpfte gegen dieſe Heimlichkeit, um nun von dir gequält, verletzt, mißhandelt zu werden in meinen edelſten Rechten? Oft, wenn ich hier am Brünnlein deiner harrte und in die Quelle blickte, um dein liebes Bild darin zu finden, das vor meinen immer wachen Gedanken ſtand, da war es mir wol, als neigte ſich eine Fei oder Waſſerfrau aus dem Spiegel zu mir und riefe mir zu: Seid Eins! — Und wir waren Eins, waren Ein Herz und Eine Seele, und am nächſten Tage ertönte die Stimme aus dem Quell und rief: Niemals zwei! Und ich ſchwor in meinem Innern, daß ich niemals von Dir laſſen und um keinen Preis mich mit meinem Liebſten entzweien wolle; aber am darauffolgenden Tage ertönte der Ruf aus dem Wäſſerlein: Treu! und ich fühlte, daß ich nimmer von dir würde laſſen können. Und eines Tages ſang die Fei: Acht! und ich meinte: ich ſolle wol Acht haben, dich zu gewinnen, dich, der in ſo vieler Herrn Landen herumgekommen, und ſo viel von den Edeldamen ausgezeichnet worden war, und dem ich nichts Anderes bieten konnte, als mein treues, ewiges Lieben. Und ſpäter verſchlangen ſich die Stimmen und die Töne zu wirren Reigen und es däuchte mich, als gewännen die Worte Geſtalt, eine ſeltſame krauſe Geſtalt, faſt ſo, wie ſie der Gelahrte aus Arabien, ſo auf meines Vaters Gehöft vor Jahren hauſte, abbildete, und die er »Ziffern« nannte, und ſie ſtellten ſich deutlich vor mein inneres Auge, am deutlichſten jene, die auf Treu (3) deutete. Und dieſe kam immer wieder und ſetzte ſich in meiner Seele feſt und ſchlug Wurzeln und trieb zu Tage, ſetzte Blätter und Blumen

und Früchte an, und wuchs zu einem mächtigen Baume auf, den ich nun nicht mehr aus meinem Herzen reißen kann. — Wenn du ihn grauſamlich erſticken wollteſt, Hermann, es wäre mein Tod!«

»Das ſoll er mit nichten,« tönte es im ſelben Augenblicke aus den Sträuchen, und ein greiſer Rittersmann, Hermingardens Vater, trat ganz gewappnet auf den Wiesplan. »Elender,« fuhr er fort, ſich an den Fremden wendend, »wer biſt du, daß du es wagen willſt, ein edles Fräulein aus meinem Geſchlechte ungeſtraft zu bethören? Sprich und gib dieſer Jungfrau die Ruhe wieder, ſo du ihr ſtahleſt als ein Strolch und Schnapphahn, oder falle von meiner Hand!«

Er drang mit geſchwungener Klinge auf den Buhlen ein; doch deſſen Wamms und Waffenrock zerſtoben plötzlich, wie im Winde; ein Gewand, wie aus Feuer gewebt, flatterte um ſeine Hüften, Greifenflügel wuchſen aus der Schulter hervor und aus ſeinen Augen, um ſeine Stirne leuchtete die Hölle.

»Hilf, Herr Gott!« betete der Ritter, als er die Geſtalt des Feindes erkannte, »mein armes Kind iſt dem Abgrunde verfallen. Hilf, heilige Maria, Mutter der Gnaden!«

Mit einem herzzerſchneidenden Schrei war Hermingarde zurückgeſunken; der Greis kniete neben ihr und flehete den Beiſtand des Himmels auf ſich und ſein unſelig Töchterlein hernieder. Da erdröhnte es im Innern des Berges und ſein Bauch ſchien ſich zu ſchütteln im grimmen Weh; blaue Flammen zuckten um die Bäume und ein ſchriller Weheruf zitterte durch den Forſt.

Als der Ritter ſich erholte, war der Verſucher verſchwunden; aber ein drückender Schwefelqualm lag über der Gegend und am Rande des Brünnleins ſchlummerte im Tode das Jungfräulein, von einem ungeheuren Felsſtücke zerſchmettert, das an der Klippe fehlte, auf welcher der Böſe zuletzt geſtanden hatte.

Seitdem ſoll es am Brünnlein ſpuken und Hermingardens Geiſt daſelbſt irre gehen, zur Nacht, um die Stunde, wo es den Geſpenſtern vergönnt iſt, auf der Erde die Spur der Erlöſung zu ſuchen; ihr folgt in geringer Entfernung ein ſchwarzer Hund mit glührothen Augen und feuriger Schnauze; ſo lange, heißt es, muß ſie wandern und der Hund allnächtlich ein einzelnes Blatt von den Bäumen des Waldes nach dem Brunnen tragen, bis der Forſt abgeweidet iſt und kein Blatt mehr übrig blieb, das erzälen könnte von des Fräuleins Minne mit dem Böſen. Die Geſichte aber von den Ziffern, ſo die Jungfrau einſt geſehen hatte, locken noch viele Wiener hinaus, um dem Brünnlein ſeine Geheimniſſe abzulauſchen, weßhalb daſſelbe auch das »Lotterie-Brünnl« genannt wird; manche Ambe oder Terne iſt dort im Waſſer geſehen worden; allein die Treu (3) ſoll nie darin erſcheinen.

Das Mährchen von der Muſikſtadt.

Eine Sage der Gegenwart.

Ein Mährlein hörte ich einmal erzälen, ein Mährlein gar ſeltſam und wunderbar, von einer verzauberten Stadt, die einſt in Bann gethan ward von der mächtigen Beherrſcherin der Töne, weil ſie — verführt durch die gleißneriſchen Lockungen einer aus fremden Landen daher gezogenen Abenteurerin — ihr untreu worden, und die nun, zur Strafe für ihren Fehl, ſchmachten muß in harter Knechtſchaft. Habt ihr es nie gehört dies ſchauerliche Mährlein von der verzauberten Muſikſtadt, und den Qualen ihrer Bewohner, die unabläſſig verfolgt ſind vom Dämon der Muſik, wachend und träumend, und überall, in Luſt und Leid?

Das Mährchen, ich hab' es nie recht glauben können, doch jüngſt, als ich erlebt, was ich nun hier erzälen will, da kam mir die alte längſtvergeſſene Sage plötzlich wieder in das Gedächtniß, und ich meinte wahrhaftig, daß ich ſelber — zur verdienten Strafe für meine Ungläubigkeit — in die muſikaliſche Zauberſtadt gerathen ſei. Darf ich erzälen, was mir begegnete?

Ich war eben eingeſchlummert. Da mit einem Male war es mir ſo, als ob ich aus weiter Ferne verworrene Töne vernähme, die immer näher und näher kamen, immer ſtärker und lärmender wurden, und ſich endlich in einen wildjagenden Walzer auflöſten, der fort und fort mir

in die Ohren klang, begleitet von einem dumpfen Geſumſe menſchlicher Stimmen und dem raſtlos-regelmäßigen Scharren tanzender Füße. Es war kein Zweifel mehr, im Stocke ober mir war Hausball. Unruhig wälzte ich mich auf meinem Lager herum, das Toben und Lärmen wurde immer ärger, mit meinem Schlafe war's vorbei. Dies ſchien die ganze Nacht ſo fortdauern zu wollen. Zum Glücke fiel mir ein, daß zwei Stockwerke tiefer einer meiner Freunde wohne, der mich, er mochte wollen oder nicht, dieſe eine Nacht gaſtlich in ſeiner Stube aufnehmen mußte. Gedacht, gethan! Ich flog die Treppe hinunter, wie verfolgt von einem böſen Dämon, riß die Klingel beinahe entzwei, und kam erſt wieder zu Athem, als ich in der Stube meines Freundes ſtand, der, höchlich überraſcht von dem unerwarteten nächtlichen Beſuche, mir mit tauſend Freuden ſein eigenes Bett zur Schlafſtelle abtrat. Ich proteſtirte gegen ein ſolches Opfer, allein er verſicherte mich, er ſelbſt mache ohnehin keinen Gebrauch davon, denn er wolle die Nacht aufbleiben, und ſich — auf dem Klavier exerziren. Dies Wort ſtürzte mich aus allen meinen Himmeln. Ich traute meinen Sinnen nicht, als ich es vernahm. Er, ſtets ein abgeſagter Feind der Muſik, war auch unter die Virtuoſen gegangen, ſo plötzlich, und ohne daß ich je dieſe geheime Leidenſchaft bei ihm geahnt, und gar unter die Klaviervirtuoſen, deren Anzal ohnehin Legion iſt. Das Wort erſtarb mir im Munde vor Erſtaunen über dieſe neue Mähr' — mein Freund aber hatte bereits Poſto gefaßt an ſeinem Inſtrumente, wünſchte mir eine gute Nacht, und begann dann zu ſpielen, die Scala in allen nur möglichen

Tonarten, mit einer Beharrlichkeit, die ihres Gleichen nicht mehr hat in dieſer Welt. Vom Schlafen war nun freilich keine Rede mehr, fort konnte ich auch nicht mitten in der Nacht, und ſo hörte ich denn zu die ganze Nacht, bis der Tag graute.

Endlich ſetzte er ſeinen grauſamen Melodien ein Ziel, ich athmete etwas freier. Er ſah mich an mit ſtrahlendem Angeſichte, wie verklärt von dem Gedanken, einſt, ein zweiter Liszt, ganz Europa in Staunen und Bewunderung zu verſetzen. Kaum aber hatte er geendet, als gleich nebenan ein anderer Kunſteleve, der vielleicht bei der zehnten Lektion ſein konnte, ſich mit einem unbeſchreiblich martervollen Geigen-Exerzitium vernehmen ließ, und gleichzeitig drangen aus dem Hofe herauf die Töne eines Poſthorns, welches zwanzig Male die erſten drei Takte des romantiſchen Volksliedes vom »lieben Auguſtin« in die erſchrockene Luft hinausſchmetterte und regelmäßig immer bei derſelben Paſſage ſtecken blieb. Ich habe nie ein ſchöneres Duett gehört. Um aber den Genuß vollſtändig zu machen, geſellte ſich noch eine tiefe Baßſtimme dazu, welche anfangs leiſe, dann mit immer ſteigender Leidenſchaft das ſchöne neue Lied: »Von der Alpe tönt das Horn« zu ſingen anhub, und ſich damit auf der Zugharmonika begleitete.

Was die Gewalt der Muſik ſei, habe ich nie in dem Umfange empfunden, wie damals. Ich werde es auch nie vergeſſen. Wie es ausging, vermochte ich indeſſen nicht abzuwarten, denn ich entfloh noch zu rechter Zeit aus dem muſikaliſchen Unglückshauſe. Es war noch ſehr früh, die

Straſſe leer, nur die geſchäftigen Zettelträger waren ſchon auf den Beinen, und bedeckten die Straſſenecken mit ihren rieſigen Ankündigungen. Da las ich denn nun wieder nichts anderes, als »Ball« und »Soirée« und »Reunion« und »Converſation,« und den Kapellmeiſter Lanner, und den Kapellmeiſter Strauß, und den Kapellmeiſter Fahrbach, und den Kapellmeiſter Bendl, und den Kapellmeiſter Ballin, und den Kapellmeiſter Morelly, und den Kapellmeiſter Silberbauer, und den Kapellmeiſter Kochala, und die beiden Naturſängerinen, und den Alpenſänger Hagn mit ſeiner Geſellſchaft, und den Volksſänger Moſer, und die Flügel-Horniſten, und alle nur möglichen Regimentsbanden, Orcheſter- und Sänger-Geſellſchaften.

Allmählich begann es in den Straſſen lebhafter zu werden. Es öffneten ſich die Kaufladen, doch gerade heute ſchien man alle muſikaliſchen Commis losgelaſſen zu haben, denn der Eine, indem er ſeine Asphalte, Merinos und Seidenſtoffe in der Auslage maleriſch zu gruppiren befliſſen war, flötete mit ſüßlich krächzender Stimme Morianis berühmtes »O bell' alma innamorata!« — ſein Nachbar, ein zierlicher Barbiergeſelle, ſang: »Ein Schütz bin ich« à la Pöck, — und ein Dritter, ein ſchmächtiger Ritter von der Nadel, ſchrie mitten drein, nach einer, wie mir ſchien, ſelbſtgeſchaffenen Melodie:

»Sie ſohlen ihn nicht haben
Den freuen teutſchen Rheun,
Ob ſie, wie gier'ge Rappen,
Sich heuſer darnach ſchreun!«

Doch bald vernahm ich nichts mehr von dem Geſange, denn ein Fleiſcherwagen fuhr mit raſſelndem Gepolter, wie die wilde Jagd, an mir vorüber, und ſechs oder ſieben Purſche ſtimmten im vollen Chore die romantiſche National-Ballade von der Schwerenoth-Liſel an, gegen welche das »Rheinlied« nicht aufzukommen vermochte.

Ich eilte hinaus aus der Stadt, und beſchloß, meinen Grimm im Freien draußen mit einem Glaſe Melange hinunterzuſchwemmen. Der Zufall führte mich in's Paradiesgärtchen; doch auch hier erwartete mich daſſelbe Schickſal in Geſtalt einer wohlbeſetzten Harmonie-Muſik, die nichts anderes ſpielte, als den Carneval von Ernſt, und dann das Tremolo von Beriot, und dann wieder den Carneval, und dann wieder das Tremolo, und dann zur Abwechslung noch einmal den Carneval, und dann vom Friſchen das Tremolo, und die vielleicht noch jetzt nicht damit fertig iſt. So unermüdet fleißig waren ſie noch nie geweſen, als gerade an dieſem Morgen, denn ich weis ja doch ſonſt, daß ſie immer mehr abſammeln, als muſiziren. Ich flüchtete mich in den Volksgarten, und von da auf das Waſſerglacis, allein überall hin folgte mir die Muſik, wie mein Schatten, und hatte ich das »Trema Bisanzio!« glücklich überſtanden, ſo kam die Reihe an den Puritaner-Marſch, und nach dieſem an die Gitana, und nach dieſer an das Gibellinen-Lied, und endlich, gleichſam zum Spotte für die muſikaliſchen Leiden des ganzen Morgens, auf die für meine Situation ſo ſehr paſſende Arie: »Jo soffrii, soffrii tortura,« dieſelbe, wo-

durch Bellini unſeren teutſchen Meiſter Weber ſo berühmt gemacht hat.

Ich trug es nicht länger. Unwillkürlich zur Melodie dieſer Arie den Text:

»Gibt's denn goar koan Wög,
Gibt's denn goar koan Stög,
Der mi außi führt aus der Muſik?«

vor mich hinbrummend, eilte ich hinab in den — Stadtgraben. Hier endlich dachte ich eine ſichere Zufluchtsſtätte, Raſt und Ruhe zu finden, allein auch dieſe letzte Hoffnung wurde getäuſcht, denn ich war noch kaum hundert Schritte gegangen, ſo kam eine Schar junger Tambours auf mich zu, welche in der abgeſchiedenen Stille dieſes Ortes exerzirt wurden, und mich eilends wieder den Weg zurück jagten, den ich gekommen war.

Es mochte etwa zehn Uhr ſein, als ich wieder in die Stadt zurückging. Ich beſchloß, einige Beſuche zu machen, — allein es war heut der muſikaliſcheſte Tag meines Lebens, und mein Fatum verfolgte mich auch hier wieder. In einem Hauſe kam ich eben recht zur Klavierſtunde des jungen Herrn, in einem zweiten wurde ein Quartett probirt, in einem dritten fand ich den Klavierſtimmer in voller Arbeit begriffen, und in einem vierten hatte die Frau vom Hauſe Singlektion. Ich empfahl mich überall ſo ſchnell, als ich konnte, und machte dann noch einen fünften Beſuch.

Da aber war ich erſt recht aus dem Regen in die Traufe gerathen. Ich trat ein. Das Zimmer feſtlich geſchmückt, die ganze Familie im größten Staate. »Schön, daß Sie

kommen,« rief mir die Hausfrau gleich entgegen, »wir feiern heute ein kleines Familienfeſt, den Geburtstag meines Mannes; Sie wiſſen, er liebt Muſik, und da haben wir ihm denn eine kleine Ueberraſchung bereitet mit den Kindern, Sie dürfen uns ja nicht fort.« Mir wurde grün und gelb vor den Augen bei dieſer Anrede, ich machte eine ſtumme Verbeugung, und harrte geduldig der Dinge, die alle noch heute über mich kommen würden.

Das »Familienfeſt« begann. Papa und Mama ſaßen auf dem Sofa mit einem unbeſchreiblichen Ausdrucke von Seligkeit. Hanſi deklamirte einen Prolog mit Fisharmonika-Begleitung, darauf kamen Peppi und Franzi, und ſpielten eine Sonate auf vier Hände; ob das Inſtrument ſo verſtimmt war, oder ob ſie aus Angſt ſo falſch griffen, ich weis es nicht. Peppi, ein langgewachſenes Knäblein von etwa ſechzehn Jahren, ſpielte dann Klaviervariazionen, noch dazu von ſeiner eigenen Kompoſition. Jetzt, dachte ich, iſt es überſtanden, allein ich hatte dieſen kurzen, aber ſchönen Gedanken noch nicht ausgedacht, als Jenni, die Tochter des Hauſes, hervortrat, um den ohnehin ſchon vor Freude und Wonne ſchluchzenden Papa mit der Triller-Arie »Knäbchen mit dem Bogen« vollends in Extaſe zu bringen. Ein »Geburtstags-Huldigungs-Quartett« beſchloß endlich dieſes muſikaliſche Familienfeſt.

»Nun, was ſagen Sie zu meinen Kindern?« fing der glückliche Papa zu mir an, »ſind das Talente! Mein Groſſer, der Peppi, wenn der's ein Paar Jahre ſo fort macht, ſo iſt's aus mit dem Liszt, rein aus. Und die

Jenni? nicht wahr, das wird eine ganze Lutzer, in zwei Jahren ſingt ſie auf einer Scala. Und der Franzi iſt auch ein Mordkerl, der muß mir aber ein Tenoriſt werden, und den Hanſi, den beſtimm' ich für die Burg, bis dahin tritt der Löwe ohnehin in ein älteres Fach über. Bin ich ein glücklicher Vater! — Apropos! haben Sie den Regondi ſchon gehört? — Nein? — Nicht möglich! Aber das trifft ſich charmant; ich habe gerade noch ein Billet für Sie vorräthig, den müſſen Sie hören, — das Concert iſt heute Mittags, wir gehen gleich zuſammen, — was Paganini, was Liszt! der ſchlägt ſie Alle!«

Einmal zum Opfer auserleſen, ließ ich nun Alles über mich ergehen. Ich ſträubte mich nicht, und folgte willig dem glücklichen Beſitzer der vier Wunderkinder zu neuen muſikaliſchen Freuden. Es gibt Momente im menſchlichen Leben, wo man mit Reſignation allen Stößen eines feindlichen unerbittlichen Fatums ſich Preis gibt, und ein ſolcher Moment war dieſer. Ich duldete und ſchwieg.

Ermüdet von der durchwachten Nacht, durch und durch geſättigt von der Muſik, die ich, im Zeitraume von wenigen Stunden nur, zu mir genommen, ſuchte ich mir das verborgenſte Winkelchen des Concertſaales, zog meinen Mantel über die Ohren, und verſuchte zu ſchlafen. Es ging anfangs nicht, da kam ein Strofenlied, ein wahrer muſikaliſcher Bandwurm, und ſchon begann ich zu nicken, und mich jenen ungewiſſen Fantaſien zu überlaſſen, welche die Vorboten des Schlafes zu ſein pflegen, als mit einem Male ein gewaltiges Klatſchen und Lärmen

rund um mich begann, und mich aus meinen Träumen aufſchreckte. Regondi kam, der junge, blonde, mädchenhafte Virtuoſe, und ſpielte, und das ganze Auditorium ſchwamm in einem Meer' von Entzücken. Nur ich, der einzig Unglückliche in dem Kreiſe dieſer Enthuſiaſten, vermochte die allgemeine Begeiſterung nicht zu theilen, denn weniger empfänglich für Muſik war ich noch nie.

Das Concert war zu Ende. Ich eilte in ein Gaſthaus, und dachte mich hier von den Qualen der Nacht und des Morgens wenigſtens einigermaßen zu reſtauriren. Damit mir aber auch hier nicht etwa wieder Aehnliches begegne, ſah ich mich beim Eintritte noch überall vorſichtig um, ob nicht etwa ein Quartett oder ein kleines Harmonie-Orcheſter in irgend einer Niſche Platz gefaßt habe, und erſt als ich die Luft rein fand, trat ich in den Speiſeſaal. Hier wird mich nicht ſo bald Jemand fortbringen, dachte ich bei mir, und beſtellte mein Mittagsmahl. Doch ich hatte noch kaum die Suppe gegeſſen, als ich etwas ganz in meiner Nähe raſſeln hörte, es war eine — Spieluhr, welche Roſſinis Wilhelm-Tell-Ouverture zu ſpielen begann, und dieſe gefiel einem Gaſte mir gegenüber dermaßen, daß er ſogar eine Wiederholung begehrte. Ein Zweiter ließ ſich dann die Walze mit dem Gibellinen-Quodlibet einlegen, und ein Dritter die Lanner'ſchen Quadrillen. Mit meinem Appetite war's nun vorbei, der Biſſen ſchwoll mir im Munde, ich zalte und ging. Wohin? ich wußt' es ſelber nicht. Ich war ſo kleinlaut geworden, daß ich keines Entſchluſſes fähig war.

Zuerſt ging ich nach Hauſe, und warf mich mit einer

faſt komiſchen Verzweiflung auf mein Ruhebett. Da kamen die Drehorgeln, und die Hofſänger, und die wandernden Harfeniſten, und wenn Einer beim Thore draußen war, ſo kam gleich wieder ein Zweiter herein, und unter zehn Stücken ließ mich Keiner los.

Hier iſt meines Bleibens nicht mehr. Hinaus mußte ich aus dieſem muſikaliſchen Babel, hinaus in Gottes freie Welt, in die grüne Flur, bevölkert von den gefiederten Sängern, in deren ſüßen Melodien ich den Frieden meiner Bruſt wieder zu finden hoffte. Ich eilte hinab auf die Straße, und der erſte Geſellſchaftswagen, der vorüberfuhr, nahm mich gaſtlich auf in ſeinen Schos. Mir wurde etwas leichter. Als wir durch die Vorſtadt fuhren, drangen — wie zum letzten Abſchiede noch — aus allen Schenken rechts und links die Töne der Geigen und Clarinette an mein Ohr. Endlich war auch die Linie erreicht, und ich meinte nun Herr geworden zu ſein über das böſe Schickſal, das mich heute ſo unbarmherzig verfolgte.

Allein, welch ungeheure Ironie! Der Muſik dachte ich zu entfliehen, und ſie zog mit mir desſelben Weges, ja wir waren einander nahe in dem engen Raume des Geſellſchaftswagens, ohne es zu ahnen; denn kaum waren wir außer der Linie, ſo fing der Wagen ſelber, in dem ich fuhr, zu muſiziren an in hellklingenden Trompetentönen, und meine Reiſegefährten jubelten hoch auf vor Entzücken und Ueberraſchung. Der Hütteldorfer-Geſellſchaftswagen war es, auf welchen mich mein Unſtern geführt hatte, unter der Unzal unſerer die Stadt nach

allen Richtungen durchkreuzenden Omnibus der einzige, der, dem Zeitgeiſte folgend, muſikaliſch iſt.

Was war zu thun? Ich rief dem Kutſcher zu, zu halten, allein das Geſchmetter der Trompeten übertäubte meine Stimme. Endlich, nach qualvollen Dreiviertelſtunden, waren wir in Hütteldorf. Ich werde mir dieſe muſikaliſche Fahrt merken zeitlebens! Auch in Hütteldorf war meines Bleibens nicht, denn im Bräuhauſe war große Reunion, und ein junger Kapellmeiſter, ich weis wahrhaftig nicht mehr, wie er heißt, produzirte da zum erſten Male ſeine neueſten »Unterzeug-Walzer,« nebſt der »Märzenbier-Galope.«

Ich eilte alſo den Weg wieder zurück, den ich gekommen. Ich ſah mich um, und war in Hietzing. Dreivierteltakt beim Domayer, Dreivierteltakt beim Engel, Dreivierteltakt an allen Ecken und Enden! Es war zum Raſendwerden! Auf dem Lande war's ärger noch, als in der Stadt, und mir blieb nun nichts übrig, als wieder dahin zurück zu kehren. Ich beſtieg ein eben zur Abfahrt bereit liegendes Linienſchiff, welches mit mir und einer ſehr zalreichen Reiſegeſellſchaft dahinflog in ſauſendem Galopp, daß Kies und Funken ſtoben. Wir waren noch nicht in der Schönbrunner-Allee, als meine Reiſegefährten, teutſche Handwerkspurſche, das Räuberlied anſtimmten, und dann Lützows wilde verwegene Jagd, und eben fingen ſie wieder vom Neuen an:

»Es reiten drei Reiter zum Thore hinaus,
Trarah! Trarah! Trarah!«

als ein Seitenſprung des ſteifbeinigen Gauls den Wagen ſtürzen machte, und uns Alle insgeſammt über Bord warf. Alles lärmte, ſchrie und fluchte, nur ich allein pries im Stillen die glückliche Fügung, die mich aus dieſem Chaos von Muſik errettet hatte, und machte mich eiligſt davon. Gerne hätte ich, auf meinem Wege nach der Stadt, in irgend einer abgelegenen Schenke zugeſprochen, meine durſtige Kehle zu laben, allein überall, wo ich vorüberkam, war entweder ein Harfeniſt, oder ein Alpenſänger, oder eine Cither, oder eine Tirolerin.

So kam ich denn in die Stadt. Es ſchlug ſieben Uhr. Ich hatte ſo viel geduldet und gelitten die ganze Nacht und den ganzen Tag, daß es mir ſchon gleichgiltig war, was Alles noch über mich hereinbrechen würde. Ich war vor der Muſik geflohen, und ſie hatte mich doch erreicht. Ein kühner Gedanke durchzuckte mein Gehirn. Nicht dem höhniſchen Spiele des Zufalls wollte ich mich mehr Preis geben, ich ſelber wollte den gefürchteten Dämon aufſuchen in ſeiner Höhle, und — komme, was da wolle — den bitteren Becher leeren bis auf den letzten Tropfen. Ich wollte männlich untergehen in dem Kampfe mit meinem Schickſal!

Einen Augenblick ſpäter, und ich ſtand im — Theater. Ich weis nicht zu ſagen, was ich gehört, was ich geſehen, ich weis nur, daß unglaublich viel geſungen und muſizirt wurde. Wenn ich jetzt ſo das Publikum wäre, dachte ich plötzlich bei mir, ich würde der ganzen Geſchichte ein ſchnelles Ende machen, und, gleichſam, als wenn mein Gedanke die Kraft eines Zaubers gehabt hätte, ver-

nahm ich mit einem Male bald hier, bald dort ein lautes Zeichen des Mißfallens, und deren immer mehr und mehr, bis die ganze große Maſſe des Publikums, endlich einmal erfaßt von einem gerechten Unwillen über die ſchnöde Verunglimpfung einer ihm ſo liebgewordenen, theuren Kunſt, ein concertantes Tutti von Ziſchen, Lachen, Trommeln und Pfeifen anſtimmte, welches ſich, gleich des Meeres empörten Wogen, über die armen Sänger und Muſiker hinwälzte, und dem Schöpfer dieſes unſterblichen Werkes die Sucht, ſeinen dunklen Namen berühmt zu machen, gewiß für alle Zukunft benommen haben muß!

Ich verließ das Theater.

Auf der Erde wußte ich keinen Ort mehr, wo man vor der Muſik ſicher iſt; ich verſuchte es daher unter der Erde, im — Eliſium. Aber da kam ich erſt recht an! Nicht weniger, als ſechs Muſikbanden waren da aufgeſtellt, die ſich in immerwärender Thätigkeit befanden, und lärmten und tobten, daß ihnen das enge Kellergewölbe ſchier zu enge wurde. Zurück konnte ich nicht vor Gedränge, ich mußte daher ſchon die ganze Runde machen, wozu ich eine gute Stunde brauchte, und erſt als ich wieder aus dieſem Muſikſchacht emporfuhr, gewann ich meine Beſinnung wieder.

Aus dem Eliſium gerieth ich in ein Kaffehhaus, den einzigen öffentlichen Ort, wo man derzeit noch von Muſik verſchont wird. Allein ich kam gerade zurecht zu ſehr heftigen Debatten, welche zwiſchen mehreren jungen Herren über den Donizetti geführt wurden, und zog mich, ohne weiter zuzuhören, in ein Nebenzimmer zurück. Hier end-

lich war es ganz ſtill und ruhig, und ich beſchloß, mich hier von ſo vielen muſikaliſchen Leiden zu erholen. Ich verlangte ein Glas Punſch und eine Zeitung. Beides wurde gebracht, als ich aber die Zeitung zur Hand nahm, was las ich? — »Allgemeine Wiener-Muſikzeitung!« — Auch in ſtummen Tönen verfolgſt du mich, unerbittlicher Dämon? laß' ab, mich zu quälen, nimm mein Leben, mein Alles, — nur mit dem Worte Muſik verſchone mich, nur dieſe Nacht! — —

Ich riß mich empor in wilder Verzweiflung, — meine Geduld war erſchöpft, — ich ſeufzte ſchwer auf, — da klangen wieder die Walzer in meine Ohren, und das einförmige Scharren tanzender Füße, und das dumpfe Gemurmel menſchlicher Stimmen, — ich ſchlug die Augen auf und — erwachte; es war heller lichter Morgen. Das Mährchen aber von der verzauberten Muſikſtadt? — ich hatte es geträumt.

A.

Das Wiener allgemeine Witwen- und Waisen-Pensions-Institut.

Die Gründung dieses Instituts fällt in das Jahr 1823. Es fand gleich damals vielfache Theilnahme im Publikum, denn im ersten Jahre schon traten ihm 1026 Mitglieder bei. Binnen der nächstfolgenden sechs Jahre, 1824 bis 1829, vermehrte sich diese Anzal um das Doppelte, so daß mit dem Abschlusse dieses Institutsjahres der Anstalt im Ganzen 2315 Mitglieder beigetreten waren, von denen im Laufe dieser Jahre 151 theils durch Absterben, theils durch freiwilligen Austritt oder Löschung hinwegfielen, so daß Ende 1829 der effektive Stand der Mitglieder 2164 betrug. Der effektive Stand der Pensionisten betrug mit dem Schlusse dieses Jahres 56 Witwen und 6 Waisen, an welche bis zu diesem Zeitpunkte die Summe von 47,197 fl. 13 kr. C. M. an Pensionen hinausgezalt worden war, und zwar:

Im Jahre	1823	402 fl. 13 kr.
» »	1824	1195 » 50 »
» »	1825	2044 » 10 »
» »	1826	3534 » 10 »
» »	1827	6960 » 50 »
» »	1828	13300 » — »
» »	1829	19760 » — »
	Zusammen	47197 fl. 13 kr.

Um dieſe Zeit war es, wo ſich durch die im Verlaufe der Jahre entdeckten Gebrechen der urſprünglichen Statuten, welche die Einzalungen der Mitglieder auf einen viel zu geringen Betrag feſtgeſetzt und denſelben auch viel zu ausgedehnte Vergünſtigungen zugeſtanden hatten, eine neue und gänzliche Regulirung des Inſtituts als unabweislich darſtellte, wenn man die Exiſtenz desſelben auch für die Zukunft ſichern, die Rechte der Mitglieder und ihrer Angehörigen ungeſchmälert erhalten, zugleich aber das ſchwankend gewordene Vertrauen des Publikums vom Neuen befeſtigen, und ſo dem Inſtitute wieder neue Theilnehmer gewinnen wollte. Daß man ſich über die Mängel des urſprünglich dem Inſtitute zum Grunde gelegten Planes keine Illuſionen machte, daß man die Nothwendigkeit einer totalen Reform ſo bald erkannte, und daß man hieraus auch kein Geheimniß machte, ſondern die größtmöglichſte Oeffentlichkeit hiebei beobachtete, gereicht den damals an der Spitze des Unternehmens geſtellten Männern zur Ehre, und muß jetzt um ſo mehr anerkannt und gewürdiget werden, als es ihren eben ſo thätigen, als uneigennützigen Bemühungen, ihrem ſchönen und edlen Eifer für einen humanen Zweck nun wirklich gelungen iſt, die Anſtalt auf ſolche Grundlagen zu ſtellen, welche nicht allein deren Fortbeſtehen verbürgen, ſondern auch für die Zukunft noch glänzendere Reſultate mit aller Sicherheit erwarten laſſen.

Die Verhandlungen über die Regeneration des Inſtituts, bei welchen die Erfahrungen und Rathſchläge der er-

sten und vorzüglichsten Autoritäten in diesem Fache gewissenhaft benützt wurden, dauerten mehrere Jahre, und die im Jahre 1838 kundgemachten neuen Statuten haben, nach der sorgfältigsten Prüfung in Beziehung sowol auf die ihnen unterlegte Berechnung, als auch vom Rechtsstandpunkte aus, nunmehr auch die allerhöchste Sanktion erhalten. (Allerh. Entschließung Sr. k. k. Majestät vom 23. November 1839.)

Daß während der Zeit, als die Frage über den Fortbestand des Instituts noch schwebte, und von mancher Seite her dessen gänzliche Auflösung, die Einverleibung der bereits vorhandenen Pensionisten in eine andere, größere solche Anstalt, und sohin eine Vertheilung des ganzen, dann noch übrig bleibenden Stammkapitals unter sämmtliche Interessenten in Antrag gebracht, und vielfach daran gezweifelt worden war, ob es noch möglich sei, das sinkende Schiff, dem Alles den sicheren Untergang profezeihte, zu retten, — daß während dieser Zeit die Theilnahme an einem Vereine, der, wenn er bestehen und gedeihen soll, das Vertrauen des Publikums zu allererst bedarf, abnehmen mußte, war wol eine ganz natürliche, leicht vorauszusehende Folge des ungewissen und prekären Zustandes, in welchem er sich damals befand, der aber nun — Dank sei es den aufopfernden Bemühungen jener Männer, welche mit kräftiger Hand und schönem Vertrauen auf die Vorsehung das Steuerruder ergriffen! — glücklich beseitiget worden ist.

Indessen fehlte es auch in diesen Jahren nicht an neu hinzutretenden Mitgliedern, denn von 1830 bis Ende 1834,

in welchem Jahre die Aufnahme neuer Mitglieder ſuſpendirt wurde, traten dennoch 259 neue Mitglieder dem Inſtitute bei, und 7 von inzwiſchen Ausgetretenen ließen ſich wieder neuerdings aufnehmen. Es wurden in dieſen 5 Jahren, von 1830 bis einſchlüſſig 1834, an Penſionen ausbezalt:

Im Jahre	1830	27416 fl. 40 kr.
» »	1831	38894 » 35 »
» »	1832	56287 » 30 »
» »	1833	63233 » 20 »
» »	1834	54373 » 10 »
	Zuſammen	240205 fl. 15 kr.
was mit Hinzurechnung des obenangeführten Betrages von		47197 » 13 »
die namhafte Summe von		287402 fl. 28 kr.

C. M. gibt, welche die Penſioniſten im Zeitraume der erſten zwölf Jahre bezogen.

In den Jahren 1835, 1836 und 1837 blieb die Aufnahme neuer Mitglieder fortwärend ſuſpendirt, doch wurden in dieſer Zeit 5 Ausgetretene wieder aufgenommen. Die Penſionsbezüge betrugen wärend dieſer Zeit:

Im Jahre	1835	57181 fl. 42 kr.
» »	1836	61232 » 42 »
» »	1837	71878 » 2 »
	Zuſammen	190292 fl. 26 kr.

Erſt mit 1. September 1838 wurde die (damals noch, bei noch nicht erfolgter Sanktion der neuen Statuten, nur bedingungsweiſe) Aufnahme neuer Mitglieder geſtattet,

und das Vertrauen in das Institut hatte sich bis dahin auch schon dermassen gehoben, daß noch in demselben Jahre 15, und im nächsten Jahre 36 neue Mitglieder, und von früher Ausgetretenen wieder 5 eintraten. Die Anstalt zält seit ihrem Bestehen 2625 Mitglieder und 17 Wiederaufgenommene. Ihr effektiver Stand mit dem Abschlusse des siebenzehnten Verwaltungsjahres besteht aus 1892 Mitgliedern.

An Pensionen wurde bezogen:

Im Jahre 1838	70958 fl.	35 kr.
» » 1839	90278 »	17 »
Zusammen	161236 fl.	52 kr.
was mit Hinzurechnung der früheren Summen von 1823 bis einschlüssig 1834 mit	287402 »	28 »
und von 1835 bis einschlüssig 1837 mit	190292 »	26 »
im Ganzen sich beläuft auf	638931 fl.	46 kr.

Von diesem Betrage, der 382 verschiedenen Pensionisten-Familien zufiel, bezogen blos 58 Pensionisten, die nur erst in den letzteren Jahren zum Pensionsgenusse gelangten, noch nicht den vollen Betrag derjenigen Summen an Pensionen, welche ihre versorgenden Gatten oder Väter in das Institut eingelegt hatten, während

53	Pensionisten	mehr,	als	das	Einfache,
44	»	»	»	»	Zweifache,
42	»	»	»	»	Dreifache,
31	»	»	»	»	Vierfache,
36	»	»	»	»	Fünffache,
22	»	»	»	»	Sechsfache,

17	Penſioniſten	mehr,	als	das	Siebenfache,
11	»	»	»	»	Achtfache,
12	»	»	»	»	Neunfache,
9	»	»	»	»	Zehnfache,
7	»	»	»	»	Eilffache,
5	»	»	»	»	Zwölffache,
6	»	»	»	»	Vierzehnfache,
3	»	»	»	»	Fünfzehnfache,
4	»	»	»	»	Sechzehnfache,
4	»	»	»	»	Siebenzehnfache,
2	»	»	»	»	Achtzehnfache,
1	»	»	»	»	Neunzehnfache,
2	»	»	»	»	Einundzwanzigfache,
1	»	»	»	»	Zweiundzwanzigfache,
1	»	»	»	»	Dreiundzwanzigfache,
2	»	»	»	»	Sechsundzwanzigfache,
1	»	»	»	»	Neunundzwanzigfache,
1	»	»	»	»	Einunddreißigfache,
1	»	»	»	»	Vierunddreißigfache.

Das urſprüngliche Ausmaß der Penſionen betrug jährlich 600 fl. C. M. für die erſte, 300 fl. für die zweite, und 150 fl. für die dritte Klaſſe. In den Jahren 1833 und 1834 ſah man ſich bemüßiget, ſelbe auf zwei Dritttheile herabzuſetzen. Nach dieſem Ausmaße werden die Penſionen noch fortwärend hinausbezalt, und es ſoll, — der neugetroffenen Einrichtung nach, — damit ſo lange fortgefahren werden, als die ſämmtlichen Jahreseinkünfte des Inſtituts hiezu auslangen, wenn dies aber nicht mehr der Fall wäre, ſo wird die jährliche Divi-

bende aus ſämmtlichen Einkünften unter die Penſioniſten, je nach Verhältniß der drei Penſions-Klaſſen, zu vertheilen ſein.

Eine große Bürgſchaft für den künftigen Fortbeſtand des Inſtituts liegt in dem Vorhandenſein eines namhaften und wohlverſicherten Kapitals, ſchon derzeit im Betrage von mehr, als einer Million, und in dem aufgeſtellten Grundſatze, dieſes Kapital, welches ſich von Jahr zu Jahr auch immer vermehren muß, für unantaſtbar zu erklären.

Mit Abſchluß des ſiebenzehnten Verwaltungsjahres, Ende Jänner 1840, wies die Geſellſchaft ein reines Vermögen von 1,089,057 fl. 27 kr. C. M. aus, und obgleich im Jahre 1839 um 19,319 fl. 42 kr. mehr an Penſionen ausbezalt wurde, als im Jahre 1838, ſo zeigte ſich im Vermögensſtande eine Vermehrung von 35,049 fl. 20 kr. C. M. im Vergleiche zu dem im Jahre 1838 vorhanden geweſenen Kapitale. Und doch war in dieſen beiden Jahren der Beitritt neuer Mitglieder noch ſehr gering geweſen!

Was für Reſultate laſſen ſich erſt dann erwarten, wenn — wie zu hoffen ſteht — mit dem allmählig wiederkehrenden Vertrauen des Publikums auch deſſen Theilnahme von Jahr zu Jahr ſich ſteigern, und hiedurch der Fond der Geſellſchaft, der jetzt ſchon ſo bedeutend iſt, ſie vor allen Wechſelfällen des Zufalles und unglücklichen Conjunkturen ſicher ſtellen wird.

Die neu eintretenden Mitglieder ſcheinen zwar, bei einer flüchtigen Anſicht der Sache, gegen die ſchon vorhan-

denen einigermaſſen im Nachtheile zu ſein, indem ihnen nicht die gleichen Begünſtigungen zugeſtanden werden konnten, welche man freilich auch den auf die alten Statuten ſich berufenden älteren Mitgliedern nach dem Prinzipe eines ſtrengen Rechts nicht entziehen durfte, und indem von den Neuen größere Beiträge gefordert werden, als nach den alten Statuten beſtimmt waren; allein bei näherer Prüfung wird auch nicht zu verkennen ſein, daß auch mannigfache und wirkliche Vortheile für ſie reſultiren, und daß ſie weit beſſer geſtellt ſind, als wenn ſie für ſich allein eine neue Geſellſchaft gegründet haben würden. Unter der eben ausgeſprochenen Vorausſetzung hätten ſie immer nur auf die Nutzungen eines ſolchen Kapitals einen Anſpruch, welches ſich aus ihren eigenen Einlagen bildete, wärend ſie jetzt auch an dem Vermögen der alten Geſellſchaft, von mehr, als einer Million, partizipiren, welches Vermögen, von Jahr zu Jahr ſich ſteigernd, noch überdies in ſpäterer Folge, wenn einmal die alten Mitglieder und Penſioniſten vom Lebensſchauplatze abtreten, ganz in ihr Eigenthum übergehen, und mit Hinzurechnung der von ihnen geleiſteten größeren Einlagen, ein namhaftes, impoſantes, alle Garantien der Sicherheit darbietendes Kapital bilden muß.

Möge daher dieſes humane Inſtitut, dem bisher ſchon ſo viele, ihres Verſorgers beraubte Familien ihre Unterſtützung verdanken, fortan neu aufblühen und gedeihen, und in ſeiner kräftigeren Entwicklung dem Publikum wieder das volle Vertrauen einflößen, welches für das Beſtehen einer ſolchen Anſtalt eine ſo unerläßliche Bedingung

ist. Mögen insbesondere diese Blätter dazu beitragen, eine richtige Würdigung der durch die Reorganisirung der Gesellschaft eingeführten Verhältnisse zu verbreiten, und so der Anlaß werden, daß viele neue Mitglieder sich ihr anschließen. Bei den unglücklichen Wechselfällen, denen man im Leben oft ausgesetzt ist, gewährt doch nichts eine grössere Beruhigung, als die Zukunft der Seinen sicherzustellen, und einst mit dem Bewußtsein aus diesem Leben zu scheiden, daß des Lebens treue Gefährtin, die theuren Kinder durch die Versorgung, die man ihnen gründete, wenigstens vor dem drückenden Mangel geschützt sind! Nicht kann ich es mir versagen; jenen Männern, welche mit so unverdrossenem, uneigennützigem Eifer an dem Wiederaufbaue dieses Instituts arbeiteten, und dieser Arbeit Jahre hindurch viele Nächte opferten, ohne auch nur auf den geringsten Entgelt einen Anspruch zu machen, hiemit öffentlich die wärmste Anerkennung, den tiefgefühltesten Dank darzubringen. Sie haben im Interesse echter Humanität gewirkt, und die Thränen, die sie getrocknet, das dankbare Gebet der Witwen und Waisen werden einst lauter sprechen, als manche glänzende That des Ruhmes! —

Von dem Zwecke ausgehend, so viel als möglich zur größeren Bekanntwerdung und Verbreitung eines so gemeinnützigen Instituts beizutragen, dürfte es angemessen sein, die wesentlichsten Punkte aus den neuen Statuten hier anzuführen.

Die Anstalt besteht aus drei Pensionsklassen, deren Ausmaß vorläufig nicht in einer bestimmten Ziffer festgesetzt, sondern einstweilen, zur Erlangung um so größe-

rer Zuverſicht, Jahr für Jahr nur in der aus den ſämmtlichen Einkünften des Inſtituts ſich ergebenden Dividende ausgezalt, in der Folge aber ſich auf den für die Zukunft angenommenen Maßſtab in der Weiſe erheben wird, daß

für die erſte Klaſſe eine jährliche Penſion von 600 fl.
» » zweite » » » » » 300 fl.
» » dritte » » » » » 150 fl.

in Conventions-Münze entfallen wird. Mit der Dividenden-Zalung wird ſo lange fortgefahren, bis die ſämmtlichen Einkünfte zur Deckung aller Penſionen in dem obigen Normal-Ausmaſſe hinreichen werden. Von dieſem Zeitpunkte an tritt, mit dem allmählichen Abſterben der alten Penſioniſten, das vorhandene Stammvermögen der geſammten Geſellſchaft nach und nach völlig für die neuen Mitglieder in Wirkſamkeit, ſo daß für die Zukunft eine Erhöhung der Penſionen ſelbſt über das Normal-Ausmaß mit Zuverſicht zu erwarten iſt. Vorläufig geſchieht die Auszalung der Penſions-Dividenden nach den von drei zu drei Jahren vorzunehmenden Bilanzirungen der Kaſſe *). (§ 2.)

Aufnahmsfähig iſt jeder zur ſelbſtſtändigen Vermögensverwaltung berechtigte Mann, der ſeinen bleibenden Aufenthalt in den öſterreichiſchen Staaten hat. Minderjährige brauchen die Einwilligung des Vaters oder der Obervormundſchaft. Ganz ausgeſchloſſen ſind:

*) So iſt für die Jahre 1840, 1841 und 1842 die Penſion für die erſte Klaſſe mit 400 fl., für die zweite mit 200 fl., für die dritte mit 100 fl. bemeſſen worden.

a) Jünglinge unter 14 Jahren;
b) Männer über 70 Jahre;
c) Männer, deren Gattinen (nach Ausweis einer besonderen Alterstabelle) mit denselben in einer zu bedeutenden Alters-Differenz stehen;
d) Militärpersonen, vor dem Feinde dienend, nebst den Feldärzten;
e) Personen, die sich dem Seedienste widmen. (§ 3.)

In den Aufnahmsgesuchen ist die gewählte Pensionsklasse zu bezeichnen, und ausdrücklich zu erklären, daß man sich den neuen Statuten und den künftigen Gesellschafts-Beschlüssen unterwerfe. Ausserdem hat man eine Tabelle zum Ausweise über seine persönlichen Verhältnisse, seinen, der Gattin und der Kinder Tauf- oder Geburtsscheine, den Trauungsschein, ein obrigkeitliches Zeugniß (zur Bestätigung des Berufs-Charakters), und ein ärztliches Zeugniß beizulegen. (§ 4.)

Binnen drei Monaten vom Tage des Aufnahmsbescheides ist die erste statutenmäßige Zalung zu leisten, und der erste Tag des Monats nach geleisteter erster Einzalung wird dann als der Zeitpunkt des wirklichen Eintritts angesehen. Wer nicht binnen den drei Monaten zalt, muß dann ein neues Gesuch einreichen. (§ 6.)

Den Pensionsanspruch erlangt man nur für die erste Gattin, für die mit ihr erzeugten oder bereits in das Institut mitgebrachten ehelichen Kinder. (§ 7.)

Die zu leistenden Zalungen bestehen:

1. In einer Kapitals-Einlage (Aufnahms-Gebühr), welche je nach dem Altersunterschiede der Ehe-

gatten in einer eigenen Tabelle berechnet wird; und

II. in einem jährlichen Beitrage mit 32 fl. für die erste, 16 fl. für die zweite, 8 fl. für die dritte Klasse. Die Aufnahms-Gebühr zalt man entweder gleich ganz, oder (mit Vergütung der 6percentigen Zinsen) in zwölf vierteljährigen Raten. (§ 8.)

Unter gewissen Modalitäten ist auch der Uebertritt in eine höhere, und der Rücktritt in eine geringere Pensions-Klasse gestattet. (§§ 10 und 11.)

Die Rechte eines Mitgliedes erlöschen:

1) Mit seinem Tode;
2) bei einer auf unrichtige oder falsche Grundlagen geschehenen Aufnahme;
3) durch Zalungsversäumniß;
4) durch den freiwilligen Austritt; (wobei natürlich nichts rückvergütet wird);
5) beim Verluste der Staatsbürgerschaft durch Auswanderung;
6) durch Begehung eines Verbrechens, wenn seine Angehörigen nicht selber forteinzalen; und
7) durch Uebertritt in den Militär- oder Seedienst. (§ 13.)

Damit die Witwe und die Waisen zum Pensionsgenusse gelangen, muß das Mitglied drei volle Kalenderjahre, vom Zeitpunkte seiner wirklichen Aufnahme in das Institut an gerechnet, gelebt haben. Auch mußte man beim Tode noch wirkliches Mitglied der Anstalt sein, man mußte seine Verehlichung ordnungsmäßig angezeigt, und die Ehe mußte rechtsgiltig bestanden, auch durfte die Hei-

rat nicht während einer bedenklichen Krankheit, am Todenbette, oder in der Kriminalunterſuchung Statt gefunden haben. (§ 14.)

Die Witwe erhält beim Tode des Mannes den ganzen Penſionsgenuß, wenn keine Kinder da ſind; ſonſt erhält ſie nur die Hälfte, und die Kinder beziehen die andere Hälfte. Leben blos Kinder, ſo erhalten dieſe die ganze Penſion. Die Behebung geſchieht vierteljährig. (§ 16.)

Durch Wiederverehelichung verliert die Witwe die Penſion, doch tritt ſie, wenn ſie abermals Witwe wird, wieder ein. (§ 18.)

Die Penſion der Waiſen dauert bis zum vollendeten zwanzigſten Lebensjahre derſelben. Hat eine der Waiſen das zwanzigſte Jahr vollendet, ſo fällt die Penſion den übrigen jüngeren Geſchwiſtern allein, nach erreichtem Normalalter des Jüngſten derſelben, aber der Mutter zu. Stirbt die Mutter vor der Zeit, ſo fällt die ganze Penſion auf die überlebenden Waiſen bis zu deren Normalalter *).

Die Mitglieder des Ausſchußes und der Direktion leiſten ihre Dienſte unentgeltlich. (§ 30.)

Durch beſondere Begünſtigung Sr. Majeſtät iſt auch den Beamten aller Kategorien geſtattet, an dieſem Inſtitute, unbeſchadet der ihren Witwen und Waiſen aus ihrem Dienſtverhältniſſe zukommenden Penſionen, Theil zu nehmen. (§ 36.)

*) Es bleibt daher die ganze Penſion immer in der Familie, ſo lange eine Witwe oder eine noch nicht zwanzigjährige Waiſe vorhanden iſt.

Dies die wesentlichsten Punkte aus den neuen Statuten. Wer sich näher von der Sache unterrichten will, dem wird in der Gesellschaftskanzlei (in der Stadt, am neuen Markte Nr. 1054) mit aller Bereitwilligkeit alle nur mögliche Aufklärung ertheilet werden.

A.

Das Elysium.

Virgil, der Sänger der Aeneide, erzält uns viel schöne und seltsame Dinge von dem Elysium der Alten, dem Aufenthalte der »frommen Geister,« die sich da versammelten in duftenden Lorbeerhainen, auf grünen Wiesen und Rosenfeldern, und an rieselnden Quellen, mit Lust und heiterem Spiel' die Zeit verscherzend, und sich erfreuend an Tanz, Gesang und Wettkampf. Ein ewiger Frühling schwebte über den Gefilden, verbannt und vergessen war da jede Sorge des mühevollen Erdenlebens, und die Seelen, die da wandelten, strotzten von frischer, blühender Jugendkraft.

Auch unser Elysium liegt, wie jenes der Alten, tief im dunklen geheimnißvollen Schoße der Erde, und hat, wie jenes auch, seinen Charon, der den Ankömmlingen das Fährgeld abfordert, ohne welches ihnen der Eingang in den »Ort der Seligen« für immer verwehrt bleibt. Nur müssen damals noch keine so theuren Zeiten gewesen sein, denn der Kassier begnügte sich mit einem — Pfennige, und führte um diesen »festgesetzten Preis« selbst im schlechtesten Wetter seine Passagiere über den Styx. Das war nun freilich ein bedeutender Vortheil, allein dagegen hatte man wieder die Unbequemlichkeit, daß man sich, am jenseitigen Ufer angelangt, einer äußerst sonderbaren Mani-

pulation ausſetzen mußte, welche in nichts Anderem beſtand, als daß ſich die reiſenden Seelen »einige Zeit in freier Luft aufhängen und ausfächeln, oder im Waſſer ausſieden, oder im Feuer ausbrennen laſſen mußten.« Es iſt ein Glück, daß dieſer Gebrauch nicht auch bei unſerem Elyſium eingeführt, und daß mit dem »Pfennige,« den man erlegt, Alles abgethan iſt. So eine »Reinigungs-Anſtalt« würde bei uns gar ſeltſame Dinge zum Vorſcheine bringen, von denen man ſich oft nichts träumen ließe, und man könnte da leicht die ſolideſten Herren und Damen ſchockweiſe in den Oefen und Keſſeln zuſammengelegt finden.

Wer Menſchen kennen lernen will, muß reiſen, ſagte einmal ein gelehrter Mann. Einer aber, der noch gelehrter war, ſagte, daß viel Geld zum Reiſen gehöre. Wenn nun Jemand gerne reiſen möchte, und doch nicht Geld genug dazu hat, dem weis ich nichts Anderes zu rathen, als in's Elyſium zu wandern, und hier eine kleine Reiſe durch die ganze Welt zu machen. So ſchnell und ſo wohlfeil reiſet man nirgends. Man hat keine Anſtände mit ſeinen Päſſen und ſeinem Gepäcke, braucht nicht erſt der fremden Länder Sprachen zu erlernen, ihre Sitten und Gebräuche zu ſtudiren, und wird gleich überall, begrüßt von verwandten wohlbekannten Klängen, heimiſch ſein.

Man ſteigt hinab über eine blumengeſchmückte Treppe. Das Erſte, was einem in die Augen fällt, iſt eine beleuchtete Schrift: »Das Tabakrauchen iſt heute nur im gemütlichen Europa geſtattet.« Man geht einige Schritte vorwärts, und iſt mit einem Male in

Aſien.

Getragen von rieſigen Elefanten, erſchließt ſich uns des erſten Saales weiter Bau, und weiterhin das Zelt eines orientaliſchen Fürſten, in Gold und bunten Farben glänzend, beleuchtet von fantaſtiſchen Blumen, belebt von munteren Klängen der Geigen und Trompeten, bevölkert von einer Schar fröhlicher Gäſte, die hier rechts und links tafeln, und den wohlbekannten Tönen der Ländler und Walzer lauſchen, welche das Türken-Orcheſter in die Räume des Saales herniederklingen läßt. Die Muſik ſchweigt, da erſcheint Figaro, der immer rüſtige Sänger, und läßt ſeine Laute ertönen in ſchrillenden Accorden, und ſinget uns manches Lied dazu aus längſt vergeſſenen Tagen. Figaro ſpeculirt mit ſeinen Geſängen ganz beſonders auf die Sympathie des ſchönen Geſchlechts, denn er ſingt nur ſolche Lieder, mit denen einſt Pöck, der verwöhnte Liebling unſerer Damen mit ſeinem inzwiſchen europäiſch berühmt gewordenen Schnurbarte, ſo viele Herzen bezauberte und gefangen nahm. Was für beſeligende Erinnerungen erwecken dieſe Klänge in manch' unbewachter Bruſt!

Nachdem man ſich in dieſem einen Welttheile genugſam umgeſehen und gütlich gethan, ſetzt man die Reiſe weiter fort. Der Weg führt durch eine lange und ſchmale Straße, und wenn wir am Ende derſelben angekommen ſind, dringt uns in dichten Wolken Tabakqualm entgegen, und das Klingen der Biergläſer und der Cither und des Alpengeſanges, wie ſympathiſch beginnt es zu pochen in unſerer Bruſt, — eine patriotiſche Ahnung durchzuckt uns, wie

der Blitz, — ja es ist kein Zweifel mehr, — wir sind im Lande der Aufklärung und Civilisation, wir sind in —

Europa.

Wenn Daum auch kein anderes Verdienst um Kunst und Wissenschaft hätte, so käme ihm doch das eine zu, eine neue geografische Eintheilung unseres Welttheils erfunden zu haben, die Eintheilung in das gemütliche und in das elegante Europa. Jenes wird durch die Taverne einer Alpenwirthschaft, dieses durch einen Tanzsaal repräsentirt. Ueberall aber herrscht Leben und Frohsinn, liebende Paare finden sich gern zusammen, dort traulich kosend unter dem schützenden Nebelschleier dampfender Pfeifen und Cigarren, hier zärtlich umschlungen im wirbelnden Reigen. Unabläſſig tönen die hebenden Walzer, die rauschenden Galopen, die alleinigen Herren des Platzes, — doch noch ist die Propaganda der Quadrille nicht bis in diese Räume gedrungen.

Die walzenden Paare ihrem harmlosen Vergnügen überlassend, treten wir aus dem Saale, und, im vollen Sinne des Wortes, in eine neue Welt. Wir sind in

Afrika,

dem fabelhaften Lande mit seinen Sfinxen und Pyramiden und Hieroglyfen, dem Lande, das wir die Wiege unserer Cultur nennen, und das immer noch, nach Jahrtausenden, in seinem innersten Kerne uns fremd und unbekannt ist. Wir wissen nur, daß ein eigensinniger alter Pascha dort hauset, allein auch dies würde uns wenig küm-

mern, wenn wir nicht zufälliger Weiſe Spekulanten wären, — wir haben auch einmal von Goldküſten gehört, die es dort geben ſoll, und nach dieſen ſehnen wir uns, — allein ſonſt zerfließt unſer ganzes Wiſſen von dieſem Lande in Dunſt und Nebel.

Hier nun ſtehen wir mit einem Male inmitten all dieſer Räthſel, und eine Welt von Wundern thut ſich uns auf, wohin wir die Blicke wenden. Die Feenmährchen aus unſeren Kindertagen tauchen wieder auf in ſeliger Erinnerung, jene Mährchen von den jungen ſchönen Prinzeſſinnen, die als Gefangene ſchmachten im Serail eines alten grauſamen Paſchas; einſam und traurig inmitten all dieſer ſchwelgeriſchen Pracht, ſorgſam bewacht von dem Auge ihres ſtrengen und argwöhniſchen Gebieters, ihre Zeit in nutzloſen Spielen vertändelnd, umgeben von mißgeſtaltigen ſchwarzen Sclaven, und ſehnſüchtig harrend des fernen Geliebten, der ihnen erſcheine ein Retter und Befreier in Noth und Gefahr. Indeſſen »dieſe ſchönen Prinzeſſinnen,« die da im Harem des Paſchas ſchmachten, ſehen insgeſammt ſehr froh und heiter aus, und ſcheinen ihr Schickſal, da unter Glas und Riegel verſperrt zu ſein, mit Ergebung zu tragen. Bald ſammeln ſie Blumen, bald koſen ſie mit geſchwätzigen Papageien, bald ſchmücken und putzen ſie ſich für ihren Herrn und Gebieter, der gern in ihrem frohen Kreiſe weilt, und ſich da am liebſten von ſeinen Regierungsſorgen, den Baſtonaden, Spießungen und Kopfabſchlagungen, zu erholen ſcheint. Er winkt, und Alles fliegt, ſeine Befehle zu vollziehen, er ſchmunzelt, und der ganze Harem ſchwelgt in Entzücken über dieſes weltbe-

glückende Ereigniß. Wie Mancher von den tauſend und tauſend Zuſehern, welche ſich die Herrlichkeiten dieſes Harems zu betrachten kommen, möchte ſich nicht wünſchen, ſo ein glücklicher Paſcha zu ſein. Ich aber möchte die Geſchichte wiſſen dieſer armen ſchönen Gefangenen, und ſie dann niederſchreiben, und drucken laſſen mit buntgemalten Bildern, zur Belehrung für Jung und Alt.

Nachdem man ſich endlich ſatt geſehen an dieſen ſtummen Wundern und Herrlichkeiten, klimmt man eine Anhöhe hinan, und beſchaut ſich von da die Kampfſpiele der Söhne der Wüſte, ihre Tänze und körperlichen Uebungen. Auch damit iſt man bald zu Ende, und ſetzt nun mit friſchem Muthe die Reiſe weiter fort. Ein Paar Minuten, und man iſt in der neuen Welt, in den Urwäldern von

Amerika.

Rieſige Schlangen und allerlei ſeltſames Gethier bevölkern den Wald, von der Ferne her tönt das betäubende Rauſchen des Niagara-Falles, der, wie mir die Nanni aus New-York ſchreibt, zum ewigen Angedenken an die dortige Anweſenheit der berühmten europäiſchen Tänzerin, jetzt den Namen Elßler-Fall erhalten ſoll, und tief unten windet ſich eine Eiſenbahn durch das Thal. Zerſtreute Gruppen von keulenbewaffneten indiſchen Häuptlingen halten die Straßen beſetzt, und wehren jedem europäiſchen Eindringlinge den Eintritt, den er ſich nur durch den Erlag eines — Silberzehners erkaufen kann. Um dieſen Preis ſteht es ihm erſt frei, auf der Eiſenbahn

einen kleinen Abſtecher zu machen, nach dem fünften, von Daum erſt in dieſem Jahre entdeckten Welttheile, nach

Auſtralien,

oder er kann um dieſen Preis — auch zu Fuß dahin gehen. Es laſſe ſich aber ja Niemand abhalten, dieſe Reiſe zu unternehmen, er wird durch das, was er ſieht, reichlich für ſein »Opfer« entſchädiget werden. Apollo, Diana, Bachus und Pluto, die alten, längſt in Penſionsſtand verſetzten Götter der heidniſchen Mythologie, führen ſelber das ſchnaubende Geſpann, und ob er ſich nun anvertraue dem Feuerroſſe des Höllenfürſten, oder dem getiegerten Renner des Weinſpenders, oder dem leichtfüßigen Hirſchen der keuſchen Jagdgöttin, oder dem beflügelten Pegaſus des Dichterfürſten, — er wird überall gleich gut fahren, und, wie im Fluge das fantaſtiſche Land durcheilen, durch welches der fünfte Welttheil repräſentirt wird. An Meeren vorüber und feuerſpeienden Bergen, durch Höhlen und Grotten geht der raſche Zug, und rechts und links fällt der Blick bald auf rieſige Pflanzen, bald auf ſeltſame Ungeheuer, die aus den Gebüſchen verwundert hervorlugen. Daß die indiſchen Häuptlinge und die alten Götter zu Zeiten aus der Rolle fallen, iſt ihnen wol nicht zu verargen, und erhöht zum Theile auch das Vergnügen der Gäſte, denn komiſch klingt es doch, wenn ſo ein indiſcher Häuptling mit ſeiner Federkrone gegen Pluto ſich beſchwert, daß er geſtern im Hanferlſpiel nicht glücklich geweſen, oder wenn Bachus mit einer Halben Bairiſch ſeine Sorgen hinunterſchwemmt, oder wenn Apollo der Diana

unterwegs zuruft: »Du Franzl! halt' dein Roß nit ſo ſtreng über's Eck ummi.«

So iſt denn nun die Reiſe durch die Welt vollendet. Man kehrt zurück wieder an den heimatlichen Herd, ein vielgereiſter Mann, ein zweiter Cook, und an langen Winterabenden finden ſich die Nachbarn zuſammen am luſtig-flackernden Feuer des Kamins, und man erzält ihnen da von den Ländern, die man geſehen, von den ſeltſamen Sitten und Gebräuchen ſeiner Bewohner, von den Abenteuern, die man erlebt, von den Gefahren, die man beſtanden, und Alles horcht hoch auf im weiten Kreiſe, und ſtaunt ob dieſer nie gehörten Wunder.

Welch' eine Maſſe von Luſt und Leben iſt nicht in dem engen Raume dieſes »Elyſiums« zuſammengedrängt. Oft ſogar müſſen die Pforten desſelben den Späterkommenden verſchloſſen werden, und in der That, ich begreife, wie Jung und Alt von allen Enden der Stadt in dichten Scharen herbeieilt, ſich die originellen und fantaſtiſchen Herrlichkeiten dieſer unterirdiſchen Räume zu beſchauen und ſich hier, umringt von tauſend und tauſend fröhlichen Geſichtern, von des Tages Sorgen ein Paar Stündchen zu erholen. Kein anderer öffentlicher Unterhaltungsort verſinnlichet vielleicht in dem Grade das tolle und bunte Treiben des Carnevals, wie es hier der Fall iſt, und ſelbſt der verdrießlichſte Myſanthrop wird unwillkührlich in den allgemeinen Jubel mit hineingezogen werden, wenn er den närriſchen Faſchingszug an ſich vorüberziehen, oder die Helden desſelben, Götter und Bären, Wilde und Genien, Arlequins und Zauberer, Reiter und Steirerinen, unter

dem unſterblichen Gelächter der ganzen Verſammlung und einem wahren Höllenlärm von Trommeln, Trompeten und Pfeifen, im raſenden Galope dahinfliegen ſieht. — —

Ganz wirblicht von dem, was ich geſehen und gehört, trat ich aus dem »Haine der Seligen« hinaus in's Freie. Ich ſchlug mich in meinen Mantel ein, und wanderte ſchweigend fort durch die menſchenleeren, beſchneiten Straßen. Es war eine ſchöne, helle Nacht, rund um mich Alles ſtill und öde. Das wirre Treiben, dem ich mich entriſſen, ſummte mir noch in den Ohren. Da klangen vom Dome herab ſchnelle Glockenſchläge durch die ſchweigende Nacht. Ich hielt an, es war — das Sterbeglöcklein! — Wem mochte es gelten? dachte ich, — wieder Einem, der hinübermußte in's — Elyſium?

A.

Die Wiener Vorstädte.

Auf dem Raume, welchen jetzt 34 blühende und zum Theile reiche Vorstädte mit ihren mehr als siebentausend Häusern, und einer Einwohner-Anzal von mehr, als Dreimalhunderttausend einnehmen, standen in alter Zeit nur einzelne zerstreute Meiereien, Höfe oder Jagdhäuser, kleine unbedeutende Dörfer, und die sogenannten Lucken, von denen sich mehrere bis ganz nahe an die Thore und Mauern der Stadt erstreckten; alles Uebrige war Feld, Wald oder Weinberg. Allmählich erst vergrößerten sich diese kleinen Ansiedlungen. Man begann hier und da eine Kirche, eine Kapelle oder ein Kloster zu erbauen, und so zu ihrer künftigen größeren Ausbreitung den Grund zu legen.

So hatten sie bis zu der ersten türkischen Belagerung durch Sultan Solyman im Jahre 1529 bedeutend zugenommen, und zälten damals ungefähr 800 Häuser nebst mehreren Kirchen, Klöstern und Spitälern. Als man in Wien Kunde empfing von dem Anmarsche des feindlichen Heeres, dem nichts noch auf seinem siegreichen Zuge durch das Land der Christen Widerstand geleistet, ordnete man eiligst Alles zur Vertheidigung der Stadt, und der erste harte Befehl traf die bis nahe an die Stadt reichenden Vorstädte, welche — um nicht den Belagerern zur Schutzwehre

und zum ſicheren Aufenthalte zu dienen — insgeſammt niedergebrannt wurden. Die Ruinen wurden von dem türkiſchen Heere beſetzt.

Nach aufgehobener Belagerung fing man wieder an, neuen Muth zu faſſen, und bald erhoben ſich wieder rings um die Stadt in noch größerer Menge und Ausdehnung die Bauten der Vorſtädte. Doch trug man weislich Sorge, ſie jetzt mehr von der Stadt zu entfernen, und dieſe ſelbſt, durch die Vertiefung und Erweiterung des Stadtgrabens, durch die Herſtellung feſter Außenwerke und ſämmtlicher Baſteien, gegen eine ähnliche künftige Gefahr zu ſchützen. Die Vorſtädte führten auch damals noch nicht die jetzigen Namen. So nannte man die Leopoldſtadt im untern, die Roſſau im obern Werd, die heutige Jägerzeile die Venediger-Au. Die Landſtraße, nur aus wenigen Häuſern beſtehend, hieß die Nicolai-Vorſtadt, St. Ulrich Zeißmannsbrunn. Von den Ziegelöfen benannte man den dortigen Grund Laimgrube. Erdberg und Mariahilf waren noch zwei Dörfer; letzteres hieß Schöff.

Anderthalb Jahrhunderte waren verfloſſen, und während dieſer Zeit die Anſiedlungen um die Stadt immer größer und blühender geworden. Da zog das Türkenheer abermals (1683) gegen Wien, und zum zweiten Male traf die Vorſtädte — damals bereits acht an der Zal — auf Befehl des Stadtkommandanten, des Grafen Rüdiger von Stahrenberg, das harte Schickſal, daß ſie ſammt allen Kirchen, Klöſtern und Palläſten niedergebrannt werden mußten. Ihre Bewohner flüchteten mit dem Reſte ihrer Habe theils in die Stadt, theils in's weite Land, die

Türken ſetzten ſich in den zerſtörten Vorſtädten feſt, und richteten von dort aus ihre tödtlichen Geſchoſſe auf die Stadt.

Auch dieſer Sturm zog vorüber; aber viel herrlicher, als jemals, ſtiegen die zerſtörten Werke aus dem Schutte empor, und jetzt — abermals nach anderthalb Jahrhunderten — ſtehen ſie in einer Achtung gebietenden, impoſanten Größe vor unſeren Augen, reich und blühend, des Reiches alte Hauptſtadt im weiten Kreiſe umſchließend.

Eben jenes Ereigniß, welches ihnen vor 150 Jahren gänzliche Vernichtung brachte, hat in ſeinen Folgen ihren jetzigen Wohlſtand gegründet. Nicht durfte man ſie mehr in einem künftigen ähnlichen Falle wieder dem gleichen Loſe der Zerſtörung bloßſtellen, und um ſie zu ſchützen, vereinigte man ſie zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts durch Errichtung der Linien nun ganz mit der Stadt. Von dieſem Zeitpunkte an nahmen nicht nur die damals ſchon beſtehenden Vorſtädte an Ausdehnung zu, ſondern es entſtanden auch viele neue, die mit junger Kraft emporblühten. In dieſe Zeit fällt die Anlage eines neuen Grundes durch den Fürſten Adam von Liechtenſtein, und nach ihm auch Lichtenthal genannt. Graf Malaſpina gründete (1690) die Joſefſtadt, Graf Strozzi (1702) und Johann Thury die noch heut zu Tage nach ihnen genannten Vorſtädte, der Magiſtrat (1713) die Vorſtadt Althan durch den Ankauf des gräflich Althan'ſchen Gartens. Neu bebaut wurde der Grund Lerchenfeld, ſo genannt, weil hier der Hof ſich mit dem Lerchenfange zu unterhalten pflegte. Ueberall entſtanden neue Anſiedlungen und Bau-

ten, die auch bald an Pracht und Schönheit mit jenen der inneren Stadt zu wetteifern begannen.

Wie bedeutend seit jenen Tagen bis auf unsere Zeiten dieses Vorwärtsschreiten gewesen sei, ergibt sich am besten daraus, wenn man die Anzal der Häuser in kürzeren Zwischenräumen zusammenstellt und mit einander vergleicht. So zälte man im Jahre 1766 in sämmtlichen Vorstädten noch 3190 Häuser; 30 Jahre später, nemlich 1796, schon 5242, also um zwei Drittheile mehr. Bis zum Jahre 1819 waren noch über 1000 neue Häuser hinzugekommen, und jetzt beläuft sich ihre Anzal auf mehr, als 7100, ist somit in zwanzig Jahren ebenfalls um 1000 gestiegen. Das Zinserträgniß dieser Häuser sind sechs und eine halbe Million Gulden Conventions-Münze, — ihr Kapitalswerth ungefähr Einhundert dreißig Millionen Gulden.

Die 34 Vorstädte sind unter acht k. k. Polizei-Bezirks-Direktionen eingetheilt, und zwar gehören:

I. Zur Wieden die Vorstädte Wieden, Schaumburgerhof, Hungelbrunn, Laurenzergrund, Matzleinsdorf, Nikolsdorf, Margareten, Reinprechtsdorf und Hundsthurm mit 63351 Seelen;

II. zum Neubau die Vorstädte Spittelberg, St. Ulrich, Neubau und Schottenfeld mit 52619 Seelen;

III. zu Mariahilf die Vorstädte Gumpendorf, Magdalenagrund, Windmühle, Laimgrube und Mariahilf mit 42292 Seelen;

IV. zur Landstraße die Vorstädte Weißgärber, Erdberg und Landstraße mit 40634 Seelen;

V. zur Leopoldſtadt die Vorſtädte Leopoldſtadt und Jägerzeile mit 30989 Seelen;

VI. zur Alſervorſtadt die Vorſtädte Alſergrund, Breitenfeld und Michlbairiſcher Grund mit 28732 Seelen;

VII. zur Roſſau die Vorſtädte Himmelpfortgrund, Thury, Lichtenthal, Althan und Roſſau mit 23583 Seelen;

VIII. zur Joſefſtadt die Vorſtädte Altlerchenfeld, Joſefſtadt und Strozzengrund mit 23064 Seelen.

Nachſtehende Uiberſicht mag im Einzelnen die Häuſerzal, das Zinserträgniß und die Bevölkerung unſerer Vorſtädte nach den Reſultaten der neueſten Zeit nachweiſen. Der Rubrik der »Bevölkerung« ſtelle ich noch überdies den Stand derſelben vor 20 Jahren zur Seite.

	Anzal der Häuſer:	Zinser- trägniß:	Jetzige Bevölkerung:	Vor 20 Jahren:
1. Wieden	903	963729	41706	23672
2. Leopoldſtadt	668	831138	27976	21162
3. Landſtraße	654	717506	30186	21488
4. Schottenfeld	503	412431	21113	16393
5. Gumpendorf	424	298876	15342	9915
6. Erdberg	412	192876	8297	6986
7. Alſergrund	329	416967	21503	13206
8. Neubau	328	384185	18274	14825
9. Altlerchenfeld	239	132706	9511	7988
10 Lichtenthal	211	89946	7410	6884
11. Joſefſtadt	209	265142	10926	8840
12. Laimgrube	196	239638	9735	8335
13. Roſſau	176	117409	7189	5544
Fürtrag	5242	5001949	229168	165235

	Anzal der Häuser:	Zinser- trägniß:	Jetzige Be- völkerung:	Vor 20 Jahren:
Uebertrag	5242	5001949	229168	165235
14. Margareten	175	103189	6283	4988
15. Hundsthurm	160	70957	5045	2946
16. Mariahilf	158	295202	10640	9757
17. St. Ulrich	155	163845	7526	6122
18. Spittelberg	146	121269	5706	5133
19. Matzleinsdorf	131	42280	3036	2654
20. Thury	118	58147	4255	3970
21. Windmühle	110	110473	5032	4515
22. Weißgärber	110	47110	2151	1580
23. Breitenfeld	93	69577	4645	3816
24. Schaumburgergrund .	93	41351	2704	1949
25. Himmelpfortgrund . .	86	50772	3772	3262
26. Jägerzeile	67	104827	3013	1666
27. Strozzengrund . . .	57	49331	2627	2124
28. Nikolsdorf	48	23175	1743	1285
29. Michlbairischer Grund .	39	31007	2584	1673
30. Magdalenagrund . .	38	17984	1543	1228
31. Althan	38	14089	957	821
32. Reinprechtsdorf . . .	24	9845	831	659
33. Laurenzergrund . . .	16	7586	589	502
34. Hungelbrunn	11	19992	1414	1149
Zusammen	7125	6453957	305334	227034

Die Bevölkerung unserer Vorstädte ist somit in dem Zeitraume von zwanzig Jahren um 78300 Seelen, beinahe um ein ganzes Drittheil, gestiegen. Sie ist beinahe sechs Mal so stark, als jene der inneren Stadt, welche sich derzeit auf 52593 Seelen beläuft. Das Zinserträgniß der

Vorſtädte verhält ſich zu jenem der Stadt, (welches in neueſter Zeit mit 4,818637 Gulden C. M. ausgewieſen erſcheinet,) wie 3 zu 2. Vor fünfzig Jahren belief ſich das Zinserträgniß der Stadt und ſämmtlicher Vorſtädte nicht einmal auf drei Millionen Gulden, und hat ſich daher ſeit dieſer Zeit vervierfacht.

Nach Vorausſendung dieſer allgemeinen Ueberſicht, gedenke ich in den nächſten Heften dieſer Schrift jeder einzelnen Vorſtadt einen eigenen Aufſatz zu widmen, welcher die Geſchichte ihrer Entſtehung, ihre Schickſale im Laufe der Zeiten und eine Schilderung ihrer gegenwärtigen Verhältniſſe enthalten ſoll.

A.

Johanna d'Arc.

Romantiſche Oper in drei Akten,

nach Schiller's Tragödie gedichtet von Otto Prechtler,

Muſik von J. Hoven.

Es iſt heut zu Tage ein ſehr ſchwieriges Geſchäft, über eine teutſche Oper ein Urtheil zu fällen. Hält man ſich an die glänzenden und ſtolzen Erinnerungen einer längſt entſchwundenen Kunſtperiode, welche in ſchneller Aufeinanderfolge ſo viele große und außerordentliche Werke in's Leben rief, eine neue Aera des Geſchmackes ſchuf, und die Herrlichkeit des teutſchen Namens auch in der Muſik in alle Welt verbreitete, ſo läßt man ſich nur zu leicht verführen, allen Beſtrebungen der Neueren hart und feindſelig entgegen zu treten, ohne Rückſicht, ob man dadurch manchem berufenen Talente, welches, der Pflanze gleich, der Sonne Licht bedarf, um zu gedeihen, die fernere Luſt am Schaffen verkümmere. Man hat leicht reden, wenn man, zur Entſchuldigung für herben, abſprechenden Tadel, ſich auf den alten Satz beruft: der wahre Genius breche ſich ſchon die Bahn, und dringe ſiegreich durch alle Hinderniſſe, die ſich ihm entgegenthürmen. Der Satz iſt oft erprobt, — ob auch wahr, möchte ſchwer zu entſcheiden ſein, denn er gilt doch nur von Jenen, die ſich ſiegreich durchgekämpft haben, — von denen, deren

Talent unterging in dem ungleichen Kampfe, die, entmuthiget durch ein einmaliges Mißlingen, der gefährlichen Oeffentlichkeit entſagten und die Stimme des »Gottes im Buſen« durch übertriebene Furcht und Aengſtlichkeit, durch den Mißmuth über ihre fehlgeſchlagenen Hoffnungen für immer übertäubten, von denen ſchweigt unſere Erfahrung, und wir wiſſen nicht, wie vielen herrlichen, ſchönen, großen muſikaliſchen Geiſtern die in allen ihren Schöpfungen verſchwenderiſche Natur vielleicht das Daſein gegeben, die Laune des Glückes es nicht gefriſtet hat. Freilich käme man bei einer ſolchen Anſicht am Ende dahin, die ganze Kritik, deren Prinzip ſeit jeher ein verneinendes war, als etwas Nutzloſes, Ueberflüſſiges, ja Kunſtſchädliches aus der Welt zu verbannen, und doch lehrt die Erfahrung, daß gerade ſie es iſt, die den ſchaffenden Künſtler zu immer größerer Vervollkommnung anſpornt, ihn ſeine Fehler erkennen und vermeiden lehrt, die ſich vermittelnd zwiſchen den Künſtler und das Publikum ſtellt, den Sinn für das Edlere, Höhere zu beleben, die Erſcheinungen der Kunſt auf allgemein giltige Prinzipien zurückzuführen ſucht, und ganz vorzüglich dadurch dem wahren Künſtler und dem Publikum weſentliche Dienſte leiſtet, daß ſie, das Schlechte und Verwerfliche mit den blitzenden Waffen des Wortes verfolgend, und die ſich immer kecker hervordrängende Schar der Talentloſen unerbittlich in ihr Nichts zurückweiſend, Raum ſchafft für die Erzeugniſſe der Beſſeren, welche ſonſt, überwuchert von ſo vielem Unkraute, auf eine klägliche Weiſe verkümmern müßten. Der Schade, den die Kritik unter

wußt ſtiftet durch die Unterdrückung noch unbekannter Talente, dürfte durch die großen Dienſte, welche ſie ſchon vorhandenen Talenten leiſtet, wol aufgewogen, und ſie immerhin noch bis zu dem, vielleicht nie eintretenden, Zeitpunkte beibehalten werden, wenn einmal die Künſtler und das geſammte Publikum zu einem ſo innigen und klaren Verſtändniſſe des Schönen gelangt ſind, daß auch die beſte Kritik ihnen nichts Neues mehr darüber zu ſagen wüßte.

Man muß daher uns Kritikern bei dem lebhaften Intereſſe für ausgezeichnete Erſcheinungen der Kunſtwelt, denen wir in unſerem oft traurigen Geſchäfte ſo manche Stunde der Erholung, Erheiterung und Freude verdankten, es ſchon zu Gute halten, wenn wir in unſeren Erörterungen über die neuere teutſche Muſik nur immer wieder auf unſere alten Meiſter zurückkommen, und wenn wir mit den frommen Wünſchen, die wir ſo ſchwer unterdrücken können, und mit dem Lobe der Vergangenheit, das uns immer auf den Lippen ſchwebt, den Jüngeren nahe treten, oft vielleicht mehr, als recht und billig. Deshalb iſt es jetzt ſo ſchwer, ein Urtheil über eine teutſche Oper zu fällen; denn wie man in dem einen Falle durch Vergleiche mit der Vergangenheit ſich leicht zu Ungerechtigkeiten verleiten läßt, ebenſo leicht geſchieht es dann wieder, daß man, wenn man einmal gar nicht mehr an die Alten denkt, ſondern nur das Neue mit dem Neuen vergleicht, bei beſſeren Werken manchmal zu einem viel zu eifrigen Lobredner wird, ſich dem Eindrucke des Moments zu willfährig überläßt, und nach der Hand mit ſeinem äſthetiſchen Gewiſſen in Zwieſpalt geräth.

Immerhin aber darf ſelbſt die ſtrengere Kritik einem Werke ihre warme und offene Anerkennung nicht verſagen, welches — wenn auch noch ferne ſtehend von dem, was man das Ideale in der Kunſt nennt — Talent verräth, friſches, blühendes Talent, Talent in einer Zeit, die ſo oft ſich bemüßiget ſieht, ſchülerhafte, unverſtändliche Arbeiten talentloſer Sudler und die mit ſchwerem Gelde erkauften ſeichten und wahrheitswidrigen Lobhudeleien ſolcher Arbeiten mit gerechtem Zorne zurückzuweiſen. Ein wahres Talent gilt doppelt in ſolcher Zeit, und ſchützend ihm zur Seite zu ſtehen, rechne ich zu den erſten Pflichten, zu einem der ſchönſten Rechte der beſſeren Kritik. Ein ſolches Talent aber iſt Hoven, der Kompoſiteur der »Johanna d'Arc«.

Nicht berufen zwar ſoll ſich die Kritik, die nach beſtimmten Regeln und Geſetzen, nicht nach dem Erfolge richtende, auf das Urtheil des Publikums, allein ſie weis, daß dieſes Publikum das Wiener iſt, deſſen Ausſpruch in muſikaliſchen Dingen ſeit jeher als ein ſachkundiger, gewiſſenhafter, ſtrenger und unparteiiſcher anerkannt wurde und noch gilt, und deshalb kann ſie es nicht unterlaſſen, ihrem eigenen Berichte über die Oper, die Thatſache des entſchieden günſtigen Erfolges derſelben voranzuſenden.

Hoven hatte ſchon früher eine Oper geſchrieben, »Turandot,« die Talent verrieth, und als erſter Verſuch in einem ſo großen und ſchwierigen Genre der Kompoſition immerhin Anerkennung verdiente. Die ſchönen Erwartungen, welche ſein Talent damals erregte, ſind nunmehr durch ſein zweites Werk, — wenn auch noch keineswegs

vollständig erfüllt, — doch wenigstens in der Art gerechtfertigt worden, daß sich in dieser zweiten Oper ungleich mehr Sicherheit im Erfassen des Stoffes, größere Kenntniß des sceniſchen und dramatiſchen Effekts, weit mehr Charakteriſtik, und größere Freiheit in der Gestaltung des muſikaliſchen Ausdrucks, je nach dem Zwecke und Bedürfnisse einer großen tragiſchen Oper, kund gaben. Die Auffassung der Situationen ist durchgehends verständig und geistreich, und sucht in der Wahl der Motive, durchdrungen von der Wichtigkeit und höheren poetiſchen Bedeutung eines solchen Stoffes, jene Gemeinplätze sorgsam zu vermeiden, die in den modernen Opern, eine und dieselbe Melodie dem höchsten tragiſchen Affekte und der lustigsten Situation anpassend, alle Charakteriſtik verdrängt, und hiedurch am allermeisten den Geſchmack des Publikums verdorben haben.

Am conſequenteſten ist, meiner Ansicht nach, diese Richtung in der Rolle der Jungfrau durchgeführt worden, die sich, vom Komponiſten mit einer beſonderen Vorliebe behandelt und Scene für Scene mit schönen Muſikſtücken bedacht, als ein vollständig in sich abgeſchloſſenes Ganzes darstellt, und eben hiedurch fast ausſchließend das Intereſſe des Zuhörers beſchäftiget. Die übrigen Charaktere der Handlung, ohnehin fast nur paſſiver Natur, sind mehr fragmentariſch, in flüchtigen Umriſſen behandelt, und gelangen auch nur abwechſelnd zu einer dramatiſchen Wirksamkeit. Daraus erkläre ich mir auch, daß der Geſammteindruck der Oper, die doch so reich ist an schönen Momenten und wohlberechneten muſikaliſchen Effekten, nicht jene Begeiſterung erzeugt, welche einem so großartigen Stoffe entspräche.

Es ſind freilich jetzt die Zeiten nicht mehr, wo man die Vorzüglichkeit einer Oper nach der harmoniſchen Uebereinſtimmung aller einzelnen Theile zu einem kunſtgeregelten Ganzen beurtheilt wiſſen will; man zält auf, wie viele gute Muſikſtücke jeder Akt enthält, und wenn deren auch nur eines oder zwei ſind in jedem Akte, ſo iſt auch die ganze Oper gut. Nach dieſem Siſteme arbeiten auch die modernen Tonſetzer, ſie vertheilen fünf oder ſechs glückliche Ideen mit weiſer Sparſamkeit in die einzelnen Akte, in keinen zu viel, in keinen zu wenig, um das rechte Verhältniß herzuſtellen, und dieſe »Glanzpunkte« müſſen dann für die ganze Oper ausreichen. In italieniſchen Theatern herrſcht auch deshalb die ſehr bequeme und kluge Sitte, eine Oper nur am erſten Abende ganz ruhig anzuhören und ſich da einige Lieblingsſtücke auszuſcheiden, welche man dann auch für alle Folge beibehält, wärend ſich bei allen übrigen Nummern das ganze Publikum mit Lachen und Schwätzen die Zeit vertreibt. Wir in Teutſchland dagegen betreiben das Anhören einer Oper weit gewiſſenhafter, wir hören ſie zwanzig Male Note für Note mit derſelben Aufmerkſamkeit, verlangen von jeder Nummer einen reelen Kunſtgenuß, und da iſt es denn freilich oft nicht zu verwundern, daß uns mitunter die Zeit, welche unſere glücklichen Nachbarn im Süden verſcherzen und verplaudern, unerträglich langweilig wird. Dem italieniſchen Komponiſten halten wir auch dies Alles recht gern zu Gute, nur gegen den teutſchen ſind wir ſo ſtreng, denn dieſer darf ja nicht alle ſechs Wochen eine Oper fertig machen, und braucht deshalb nicht ängſtlich zu ſparen mit ſeinen Ideen. Zu verargen iſt es

ihm aber denn doch nicht, wenn er, verleitet von den glänzenden Erfolgen fremder Meiſter, mehr oder minder auch ihre Weiſe ſich anzueignen und auf dem Wege, den ſie gebahnt, zur Berühmtheit zu gelangen ſucht.

Uebrigens muß man dem Komponiſten der »Johanna d'Arc« zugeſtehen, daß ſeine Tendenz eine höhere und edlere, und er mit der ſorgſamen Treue und Gewiſſenhaftigkeit eines teutſchen Tonſetzers überall auf eine der Wahrheit nahekommende Bezeichnung des dramatiſchen Ausdruckes bedacht geweſen, und dem gewöhnlichen Schlendrian gewiſſer moderner tragiſcher Opern aus dem Wege gegangen iſt.

Weit mehr Einfluß ſcheint die neuromantiſche Schule Frankreichs auf die Conception ſeines Werkes ausgeübt zu haben, vielleicht mehr, als dieſem, zwar auf franzöſiſchem Grund und Boden geborenen, doch durch die Bearbeitung unſeres groſſen Dichters längſt zu Teutſchlands Eigenthume gewordenen Stoffe zuträglich geweſen ſein mag. Ich habe mich ſeit jeher gegen die Tendenzen dieſer ſogenannten Romantik, wie ſie in Frankreich in Muſik, Poeſie und Malerei getrieben wird, ausgeſprochen, und mich nie mit dem von den Anhängern derſelben vertheidigten Gedanken vereinigen können, daß durch ſie eine Wiedergeburt der Muſik herbeigeführt werden müſſe, und bereits herbeigeführt worden ſei. Mir erſchien das Weſen der Kunſt ſtets nur in einer poetiſchen Nachahmung der Natur, und gerade in dieſen romantiſchen Opern, die ſtets ein ganzes Arſenal gewaltſamer, bizarrer, excentriſcher Effekte auf die verblüffte Menge loslaſſen, habe ich, mit meinem beſchränkten äſthetiſchen Verſtande, mit meinem kleinlichen Sinne

für das Schöne, immer nur die verschrobenste Unnatürlichkeit wahrgenommen.

Indessen ist zu rühmen, daß in der »Johanna d'Arc« diesen Tendenzen nur ein sehr geringer Einfluß eingeräumt wurde, und daß sich derselbe mehr in der Aneignung der äußeren, auf Orchestereffekte sich beziehenden Form, als im inneren geistigen Baue des Werkes kund gab. Dieses Letztere würde auch schon der, in seinen Hauptzügen der großen altromantischen teutschen Tragödie sich anschließende, übrigens aber gut musikalisch behandelte Stoff nicht vertragen haben.

Der günstige Erfolg der Oper ist aber insbesondere auch noch deshalb von größerem Belange, weil es sich hier um das Werk eines in unserer Mitte lebenden Komponisten handelte, der nicht durch einen bereits erworbenen großen Ruf zu imponiren vermochte, und schon im Voraus die Meinung all derjenigen gegen sich hatte, die da nicht glauben können, daß irgend eine Oper, die ein Teutscher geschrieben, anzuhören sei. Leider muß man gestehen, daß seit einiger Zeit gar viel geschah, dieses traurige Vorurtheil zu bestärken, und daß jene »heimischen Talente,« welchen man jetzt so freudig und bereitwillig die Pforten dieses sonst nur fremden Göttern geweihten Musiktempels eröffnete, nichts zu Stande brachten, was nur irgend zu einer höheren Bedeutung sich erhoben hätte. Nach all diesen kaum halbgelungenen, meistentheils aber ganz mißlungenen Versuchen mit unseren »vaterländischen Opern«, hätte man es in der That der, wenn auch reich dotirten, doch auch durch einen enormen, früher nie erhörten Gagenetat

belaſteten, Theaterunternehmung nicht verargen können, wenn ſie der unfruchtbaren Mühe, etwas für das Emporbringen der neueren teutſchen Oper zu thun, gänzlich entſagt, und ſich um ihren Opernbedarf wieder ausſchließend an das Ausland gewendet hätte. »Johanna d'Arc« iſt von den ſeit den letzten Jahren auf Wiener Grund und Boden gewachſenen Opern die einzige, welche ſo ziemlich allgemein durchgriff, und ſo wenigſtens den Beweis lieferte, daß auch noch ein hieſiger Komponiſt »was Rechtes« zu Stande bringen könne. Es erwächſt daraus ein mehrfacher Gewinn, erſtlich für die Sache ſelbſt, deren Credit ſich wieder befeſtiget, dann für alle jüngeren Komponiſten, denen der Weg in die Oeffentlichkeit vom Neuen angebahnt wird, und endlich für das Publikum, welches ſich indeſſen um eine hübſche und intereſſante Oper bereichert ſieht. Alles faßt friſchen Muth, neues Vertrauen, die Klage über den tiefen Verfall teutſcher Opernmuſik und über den Mangel kräftig aufſtrebender Talente tritt wenigſtens für den Augenblick in den Hintergrund, und man gibt der Hoffnung wieder Raum, daß doch einſt ein großes Talent hervortreten und das Zauberwort ausſprechen werde, welches der mißgeſtalteten Muſe der Tonkunſt alle ihre frühere Schönheit, Anmuth und Grazie wiedergibt! Wird er aber auch kommen, der längſt erſehnte Befreier des armen, verlaſſenen, verbannten Königskindes? werden ſie ihn beſchützen, jene reizenden Feen: Melodie und Harmonie, und ihm die rechte Formel zuflüſtern im Momente der Entſcheidung?

— — — — — — —

A.

Die Wiener Volkspoſſe und Neſtroy's »Talisman.«

Die Klage über den Verfall der einſt ſo berühmten Wiener Volkspoſſe iſt ſchon ſeit geraumer Zeit ein ſtehender Artikel unſerer Tagesblätter geworden. Es wird kaum irgend ein neues Stück der Art gegeben, welches nicht abermals beſtätigte, wie gegründet und gerecht alle dieſe Klagen ſind, und wenn man ſchon glaubt, das Schlimmſte geſehen und glücklich einmal überſtanden zu haben, ſo bringt gleich die nächſte Woche wieder eine noch viel ſchlimmere, gehaltloſere, erbärmlichere Neuigkeit, ſo daß unſere armen Kritiker manchmal wirklich in Verlegenheit gerathen müſſen, ob ſie nicht dem früheren getadelten Dichter für jedes harte Wort, das ſie ihm geſagt, förmlich Abbitte leiſten ſollen. Es herrſcht hier unter denjenigen, welche ſich mit der Verfaſſung von Lokalpoſſen beſchäftigen, eine Rivalität, einander durch mißlungene Produkte zu überbieten, welche in ihrer Art wahrhaftig merkwürdig iſt, und welcher ſich ſonſt in keinem anderen Zweige der Literatur ein ähnliches Beiſpiel an die Seite ſtellen läßt.

Was aber iſt die Urſache dieſes Verfalles? Unſer Volksleben hat ſich ja doch nicht ſo geändert, es iſt ja nicht ſo traurig, ernſt und langweilig geworden, daß der Dichter um den Stoff verlegen ſein müßte. Im Gegentheile, ich

möchte die Behauptung aufſtellen, daß es kaum je eine günſtigere Zeit für das Volksſtück gegeben habe, als die unſrige, und daß — wenn es wahr iſt, was man ſagt, daß jede Zeit den Mann erzeuge, den ſie braucht — auch in unſerer Mitte baldigſt ein Ariſtofanes aufſtehen müſſe, der die überreife Saat unſerer geſellſchaftlichen Thorheiten und Lächerlichkeiten mit der ſcharfen Sichel ſeines Witzes fällen wird. Um den Stoff ſeid ihr verlegen? ihr wollt Neues, Niedageweſenes erſinnen und müht euch darum ab, zwiſchen euren vier Pfählen, im Schweiße eures Angeſichts? ihr ſchlagt in hundert Büchern nach um alte längſt verſchollene Witze? Welch ein lächerliches, verkehrtes Beginnen! Hinaus in's offne, buntbewegte Leben, es bietet euch Stoff in Ueberfluß. Erfaßt das Nächſte, was euch umgibt, dichtet aus dem Volke heraus, und ihr werdet auch für das Volk dichten. Ihr ſagt, es ſei Alles erſchöpft und ausgebeutet, und die »alten Dichter« hätten den jüngeren nichts mehr übrig gelaſſen? Ihr ſagt, es gäbe keine komiſchen Charaktere mehr, die ſich für die Bühne benützen ließen? Zu Hunderten wandeln ſie vor euren Augen herum mit aller Gravität einer angebornen, unverwüſtlichen Komik. Ihr dürft nur zugreifen. Was wollt ihr mehr? Da habt ihr ein Volk voll Heiterkeit, Frohſinn und Beweglichkeit, ein Volk voll Herz und Gemüth, gerne den Freuden der Gegenwart nachhängend, die Sorgen ſelbſt mit einem Scherzworte hinwegſcheuchend, dabei doch lebensklug und begabt mit warmer Empfänglichkeit für das Gute; ein Volk, dem der Humor zum Bedürfniſſe geworden, das gleich ſelber über ſeine ei-

genen Thorheiten ſich luſtig macht und ſich gewiß am wenigſten ſeine kleinen und großen Schwachheiten nachſieht, — und ihr ſeid um den Stoff verlegen? Ich will es euch glauben, daß ihr es ſeid, denn ich ließ mir einmal ſagen, dem wahren Dichter werde jedes Stück Leben, das er berühre, zum Gedichte, — und ich weis ja, ihr ſeid keine Dichter.

Wenn nun aber die Urſache des tiefen Herunterkommens unſerer Volksposſe nicht in den veränderten Geſinnungen, Tendenzen und Zuſtänden des Volkes ſelbſt zu ſuchen iſt, ſo muß ſie doch wol anderswo zu finden ſein, und da bin ich nun auf ein Thema gerathen, über welches ſich gar viel und mancherlei ſagen ließe, was den dabei Betheiligten wol ſchwerlich angenehm ſein dürfte.

Einem Uebelſtande hat man in neuerer Zeit dadurch abzuhelfen geſucht, daß man wenigſtens den Anfang machte, die für das Volkstheater arbeitenden Autoren in ihren Honorars-Verhältniſſen etwas beſſer zu ſtellen, als es früher der Fall war, wo der »Ehrenſold« oft ſo gering geweſen ſein ſoll, daß es kaum der Mühe werth war, darüber zu quittiren. Man ſagt freilich, der wahre Dichter denke nicht an derlei Kleinigkeiten und es dränge ihn, zu ſchreiben, aus innerem Berufe, gleichviel ob er etwas oder nichts für ſeine Mühe zu gewärtigen habe, — allein es wäre denn doch erſt zu unterſuchen, ob nicht ſelbſt bei berufenen Talenten der niederſchlagende Gedanke, für die Arbeit vieler Tage und Nächte einſt nicht mehr, als zehn oder zwanzig Gulden zu bekommen, den Flug der Fantaſie zu hemmen im

Stande ſei. In dieſer Hinſicht hat ſich nun ſeit Kurzem die Sache allerdings beſſer geſtaltet, und es dürfte zu erwarten ſein, daß Manche, die es früher unter ihrer Würde gehalten hätten, um einen ſolchen Preis eine Feder anzurühren, ihr Talent dieſem verkümmerten Zweige der dramatiſchen Poeſie zuwenden werden.

Ein anderer Nachtheil für die Sache war daraus entſtanden, daß ſo viele Schauſpieler, ja ſelbſt Schauſpielerinen ſich berufen glaubten, als Volksdichter aufzutreten. Gerade dieſe waren es, die mit einer in der That ſeltenen Ausdauer und Beharrlichkeit, nicht belehrt ſelbſt durch die ungünſtigſten Erfolge, dieſes Geſchäft betrieben, das Volkstheater mit einer Maſſe unſinniger Komödien bevölkerten, und auf dieſe Art, indem ſie zugleich Cabale machten gegen jedes eingedrungene, nicht ihrer Kaſte angehörende Talent und ſo dem Publikum auf alle Weiſe den Theaterbeſuch verleideten, am allermeiſten zum Ruine der Volkspoeſie beitrugen. Da ſtoppelten ſie ſich aus alten verſchollenen Komödien, die ſie aus einem Winkel der Theaterbibliothek hervorzogen, aus alten Anekdoten-Kalendern und Poſtbücheln, aus den beim Harfeniſten oder in Neulerchenfeld aufgeleſenen Witzen ein Ding ohne Sinn und Verſtand zuſammen, welches ſie eine Lokalpoſſe nannten, oder ließen es ſich auch anderswo um ein Paar Gulden ſchreiben, brachten einige Zweideutigkeiten und Zoten an, ſchrieben für ſich und die ihnen näher befreundeten »Kunſtgenoſſen« ſogenannte dankbare Rollen, — und der dramatiſche Dichter war fertig. Wurden ſie ausgeziſcht, ſo war es Cabale des Publikums, und tadelte man ſie in den

Zeitungen, ſo machten ſie von der Bühne herab Ausfälle auf die Rezenſenten. Hatten ſie aber gar das Glück, daß das Publikum, zufällig einmal nachſichtiger geſtimmt, ſie durchkommen ließ, dann war ihnen Niemand gleich in ihrem Stolze, und ſie ſahen ſchon im Geiſte, wie die Namen Raimund und Neſtroy vor dem Glanze ihres aufgehenden Sternes erbleichen mußten.

Raimund und Neſtroy! Ich habe da zwei Namen genannt, die in der Geſchichte unſeres Volkstheaters ganz nahe neben einander zu ſtehen kommen, die — man kann ſagen — gleichzeitig und mit allgemein durchgreifendem Erfolge wirkten in demſelben Genre dramatiſcher Poeſie, und doch ſo verſchieden ſind in der Wahl ihrer Mittel, in ihren Tendenzen, Maximen und Lebensanſichten.

Raimund verſetzte ſich mit ſeinen Schöpfungen gerne in eine ideale Welt. Manche bittere Erfahrung ſeines eigenen Lebens und die ihm angeborne melancholiſche Stimmung ſeines Charakters, die ihn ſo Vieles in einem trüben Lichte erblicken ließ, machte, daß er mit dem Leben zerfiel, oder ſich wenigſtens einbildete, es zu ſein. Da flüchtete er ſich in den ſtill-heimlichen Kreis der Mährchens, umgab ſich mit Feen, Zauberern, Kobolden und allerlei luftigen Geiſtergeſindel, und in ihrer Mitte, fern von dem Treiben der Menſchen, fand er alle ſeine Heiterkeit und Laune wieder, und ſchaltete in dieſem ſelbſtgeſchaffenen Reiche mit aller Macht und Herrlichkeit ſeiner glänzenden Fantaſie. Er am allermeiſten von allen Dichtern hat den duftigen Geiſt des Mährchens dramatiſch wiederzugeben verſtanden. Wir bewundern in ſeinen Werken ganz

jene glückliche Miſchung von Ernſt und Humor, jenen Schmuck durch Bilder und allegoriſche Erſcheinungen, jene einfache und volksthümliche Moral, jene naiv-kindliche Gemüthlichkeit des Tones, welche dem Genre des Mährchens eigenthümlich ſind.

Für Neſtroy's Talent wäre das Mährchen nie ein dankbarer Boden geweſen. Es hätte ihm hiezu der Ton der Gemüthlichkeit gefehlt, auch würde das Mährchen dieſe Behandlungsart, dieſes Gloſſiren und Parodiren der Situation nie vertragen haben. Die Sagen vom Rübezahl würden vielleicht noch am allererſten in Neſtroy einen glücklichen Bearbeiter gefunden haben. Sein Talent neigt ſich mehr dem Praktiſchen, als dem Idealen zu, die Allegorie iſt ihm viel zu umſtändlich, das kindiſche Spiel mit Geiſtern und Gnomen zu unbequem. Er geißelt die Thorheiten der Zeit und der Mode mit den Waffen des ſchärfſten und eindringlichſten Witzes, und man kann überzeugt ſein, daß ſeinem ſcharfen Auge nicht leicht irgend eine unſerer großen und kleinen Schwächen entgehen wird. Raimund liebte es, eine Wahrheit mit thränendem Auge unter die lauſchende Menge ſeiner Zuhörer zu werfen, Neſtroy ſagt uns, was er auf dem Herzen hat, mit lachendem Uebermuthe. Bei Beiden finden wir einen ſtarken Zuſatz von Ironie, doch war es bei Raimund die Ironie des Herzens, bei Neſtroy iſt es die Ironie des Verſtandes. Deshalb that es uns oft weh, wenn uns Raimund unſere Thorheiten im Spiegelbilde zeigte, wärend wir bei Neſtroy, wenn er uns auch die derbſten Wahrheiten ſagt, gewiß die Erſten ſind, welche darüber zu lachen anfangen.

Merkwürdig bleibt es indeſſen doch, daß zwei Talente von ſo verſchiedenartiger, ja ſich entgegengeſetzter Richtung gleichzeitig in demſelben Fache ſich Bahn zu brechen vermochten, ohne ſich gegenſeitig zu beirren, oder ein Jeder für ſich eine eigene Partei im Publikum zu bilden. Das Wirken des Einen iſt geſchloſſen, er ſchied in dem Momente, als ſein Ruhm in der höchſten Blüte ſtand, und was er uns ließ von ſeinen Werken, wird, — wenn wir es auch jetzt nicht mehr in dem Geiſte ſehen, wie damals, wo er ſelbſt noch die Seele ſeiner fantaſievollen Schöpfungen war, — uns gewiß noch lange Zeit eine liebe und theure Erinnerung bleiben. Der Andere wirkt fort mit rüſtiger Thätigkeit, mit friſchem Talente, und erfreut ſich, als letzte und einzige Stütze der geſunkenen Volksbühne, einer überſchwenglichen, und man kann wol auch ſagen, verdienten Gunſt des Publikums aller Klaſſen und Stände.

In neueſter Zeit hat ſein »Talisman« ein ungewöhnliches Aufſehen gemacht, und iſt in der That auch ein ganz tüchtiges Stück, an dem ich nur das auszuſtellen finde, daß der Stoff nicht auf unſerem Grund und Boden wurzelt, und daß die handelnden Perſonen dieſer Poſſe nicht urſprünglich aus dem Leben unſeres Volkes genommen, ſondern demſelben nur angepaßt ſind, und doch ihrem innerſten Charakter nach den franzöſiſchen Urſprung nicht verläugnen können. Ich würde auf die Sache gewiß nicht ſo viel Gewicht legen, wenn ich nicht die volle Ueberzeugung in mir trüge, einestheils, daß Neſtroy's Talent immerhin ſo reich ſei, um aus ſich ſelber ſchöpfen zu können, anderntheils aber auch, daß auf dieſem Wege dem

Gedeihen einer ſelbſtſtändigen Volkspoeſie geradezu entgegen gearbeitet, und ſo nach und nach der letzte Schimmer von Originalität und Nationalität verſchwinden werde. Schon ſehen wir, wie unſere anderen Lokaldichter, verführt durch Neſtroy's glänzende Erfolge, es ſich bequem machen, und ein franzöſiſches Vaudeville um's andere, einen frivolen franzöſiſchen Roman um den anderen in ein »Wiener Volksſtück« umgießen. Der lokale Dialog allein macht aber noch kein lokales Drama, keine lokalen Situationen, keine lokalen Charactere. So entſtehen dieſe Komödien, die nicht teutſch ſind und nicht franzöſiſch, die weder für unſere Geſinnungen, noch für unſere Zuſtände paſſen, und die am Ende noch das Reſtchen Leben, welches unſere Volksbühne bewahrt, vollends erſticken werden. Es wird indeſſen gewiß Viele geben, die meinen, daß wir Aeſthetiker in unſerem Eifer für die Sache doch etwas zu weit gehen, und daß wir es ſtrenger nehmen, als gerade nöthig ſei. Sie mögen Recht haben, wenn ſie das Lokalſtück nur als einen Gegenſtand der Unterhaltung für alle Klaſſen des Volkes betrachten, und von höheren kritiſchen Anforderungen dabei gänzlich abſtrahiren, und wenn ſie ſich dann zum Belege für ihre Behauptung auf Neſtroy's »Talisman« berufen, ſo bin ich gewiß auch der Erſte, der in Alles, was ſie nur zum Lobe dieſer Poſſe anführen wollen, vom ganzen Herzen und aus voller Ueberzeugung mit einſtimmt, denn ſeit Jahren iſt kein komiſches Drama erſchienen, welches einen ſolchen Reichthum des köſtlichſten und treffendſten Witzes, eine ſolche Maſſe zeitgemäßer ſatyriſcher Einfälle und geſunder Lebensanſichten in ſich faßte,

als dieſer »Talisman.« Ein einmaliges Anhören reicht nicht hin, alle die launigen und oft ſehr geiſtreichen Beziehungen dieſes meiſterlichen Dialogs aufzufaſſen. Zwanzig ſogenannte gute Lokalpoſſen könnte man reichlich damit verſorgen. In der Kunſt des Dialogs ſteht Neſtroy einzig und unübertroffen da, und wer daran hätte zweifeln wollen, den verweiſen wir auf eine anderwärts erſchienene gänzlich verunglückte Bearbeitung desſelben Sujets, und er vergleiche damit, was Neſtroy daraus geſchaffen hat. Ueber das Sujet will ich mich nicht weiter in eine Erörterung einlaſſen. Es geht wol eine Art Tendenz daraus hervor, doch iſt hiebei in der Bekämpfung des Vorurtheils, welchem die ganze Komödie ihr Entſtehen zu danken hat, die dramatiſche Gerechtigkeit nicht konſequent gehandhabt, denn zur »Ehrenrettung der rothen Haare« iſt doch eigentlich nichts geſchehen.

A.

Holtei in Wien.

Skizze von Emanuel Straube.

Es ſind nun ungefähr ſechs Jahre, ſeit Holtei zum erſten Male unſere Kaiſerſtadt beſuchte und gewiß wird er nicht Urſache haben, über den Empfang zu klagen, welcher ihm damals und nun bei ſeiner Wiederkehr zu Theile geworden iſt. Als Dichter und Menſch, als Darſteller und Vorleſer hat er an Beweiſen der Theilnahme ein reichlich Theil empfangen, ſo reichlich, daß eine kritiſche Erörterung ſeines Strebens und ſeines dichteriſchen Wirkens gewiß Vielen willkommen ſein dürfte. Ich habe nicht den Vortheil, Holtei anders als obenhin zu kennen, wie man ſich eben kennt, wenn man in geſellſchaftlichen Kreiſen oder an öffentlichen Orten in allgemeinen Formen ſich berührt, ſich irgend ein Paar Worte ſagt, und — vielleicht nie wieder in gleiche Lage kommt; ich kann mich alſo wol füglich als unparteiiſch betrachten und dieſen Zeilen wenigſtens die Eigenſchaft der Unbefangenheit vindiziren.

In den urälteſten Zeiten ſchon gab es Individuen, die von Stadt zu Stadt, von Land zu Land fuhren, um die Eingebungen, welche ihnen entweder der von den Erlebniſſen des Tages vollgeſättigte Geiſt oder die Ahnung eines höheren Bedürfniſſes zuflüſterten, mit beredter, feuriger Zunge auszutönen in Hymnen, Schlachtgeſängen, oder in Vorverkündigungen deſſen, was da kommen ſollte. Dies

geſchah in dem Kindesalter der Poeſie, wo ſie, gleich jedem Kindesalter, in bewußtloſer Bewußtheit ihrer Miſſion am nächſten kam, indem ſie zuvörderſt eine Vermittlerin zwiſchen dem Schöpfer und dem Geſchöpfe ward, d. h. indem ſie der Gottesverehrung, welche inſtinktmäßig in dem Menſchen wohnte, die Worte lieh, in welchen die Dankbarkeit beglückter Weſen den Beglücker pries; denn alle Poeſie, ſo ſcheint es mir, ging ja aus dem Danke hervor.

Späterhin, als das Menſchengeſchlecht zur Mannheit gelangte, nämlich zu jenem Bewußtſein der eigenen Kraft, welches gern über jugendliche Erinnerungen hohnlächelt und ſich in trotzigem Uebermuthe vermißt, nichts mehr mit den kleinen Schwachheiten der erſteren Jahre gemein haben zu wollen, da ſagten ſich die Menſchen mehr und mehr von der Dichtung los, von ihr, deren reiner Kindesſinn immer an Traditionen hält, und ſie zog ſich, wie eine Schnecke, in ihr Haus zurück und ſaß, als eine verzauberte Prinzeſſin, auf ödem Schloſſe, des Ritters harrend, der ſie erlöſen würde. Ueber die Welt aber zogen wilde Mächte hin und es herrſchte der Krieg über ſie, und der fromme, oft mißbrauchte Glaube, und die Stubengelehrſamkeit und die Vergnügensſucht, und zuletzt kam das Geld mit ſeinen knochendürren Verbündeten: der Induſtrie und dem Dampfe, und Keinem fiel mehr die alte Ueberlieferung von der verzauberten Dame ein, welche noch immer des Paladins wartete, um ſie aus dem verfallenden Gemäuer wieder heraus zu führen in's friſche duftige Leben.

Aber nein, ich habe zuviel geſagt, indem ich annahm, Niemand ſei mehr der unglücklichen Dame, Poeſie, ein-

gedenk geblieben; es ging ihr, wie es der Sage geht, die verklungenen Altern angehört und nur in ſtillen, ſchweigſamen, nachdenklichen Gemüthern fortlebt, ſich von Mund zu Munde verpflanzt und die Jahrhunderte überdauert, inderen unerſättlichem Schlunde Helden und Eroberungen, Siege und Trophäen, Piramiden und Coloſſe verſchwinden, als wären ſie gar nie da geweſen. Dichtung, die Himmelstochter, ſchlang ſich als Lorbeer um die Schläfe der Heroen, ſtieg als Monument auf den Wahlſtätten empor, hauchte in die Poſaunen des Triumphmarſches, rankte ſich als Epheu um Monumente, ſang Pſalmen mit dem bußfertigen Waller, ſpann eine duftende Geißblatt-Laube um das niedrige Stüblein des Pedanten, tönte mit Aeolsharfenklang die Freude des Glücklichen nach, und ließ ſich ſelbſt durch den Cerberuskopf der bellenden Mammons-Periode nicht abſchrecken von ihrem Pilgerzuge in das Land des ſchönen Ideals. Ja, ſie lebt noch, die himmliſche Poeſie, und wird leben, ſo lange die Welt noch in ihren Angeln kreist; und ſo lange ſie nicht erſchlagen iſt von den Keulenhieben der Rohheit und der Verfinſterungswuth, ſo lange wird es noch Ehre und Liebe, und Gottesglauben und Pflichttreue, und Glück und Tugend, ſo lange wird es noch Menſchen und unter dieſen auch Kämpen für ihr Panier geben; Nichts iſt verloren, ſo lange die Poeſie nicht verloren iſt; ihren Tod aber wird die Menſchheit nicht überleben!

Von dieſen allgemeinen Anſichten geh' ich auf Holtei über, welchen ich für einen jener ſtandhaften Ritter der Dame Poeſie halte.

Holtei's Tendenz ſcheint mir zuvörderſt zu ſein: die Stellung der Poeſie und des Poeten zu populariſiren, d. i. die Schranke abzubrechen, welche zwiſchen der Kunſt und dem Publikum aufgerichtet iſt, beide Theile ſich näher zu rücken und zu befreunden, den idealen Zuſtand der Realität mundgerechter, faßlicher zu machen, und das Zerwürfniß zwiſchen Künſtler und Welt ein für allemale zu ſühnen, indem man der letzteren freie Einſicht in die, im Gemüthe des Erſteren verhandelten Akten gewährt und ſich ihrem ſchiedsrichterlichen Urtheile mit jenem rückhaltloſen Vertrauen überantwortet, welches am ſicherſten zum Befreunden führt. Es fragt ſich nun: ob Holtei in der Wahl des hiefür einzuſchlagenden, gewiß ſehr dankbaren Weges glücklich geweſen oder nicht?

Ich will dies aus ſeinen Dichtungen zu beantworten ſuchen, in ſo fern mir dieſe bekannt geworden ſind.

Ein Zerriſſener iſt vorzugsweiſe der Held, deſſen Seelenzuſtände Holtei ſich zur Aufgabe ſeiner Schilderungen gemacht hat; im »Lorbeerbaum und Bettelſtab« iſt es ein Poet, welcher durch Mißkennen ſeines Talentes zum Zerwürfniſſe mit ſich ſelbſt, zum Welthaſſe gedieh; im »Shakeſpeare« gährt eine ähnliche Hefe von dem Genius eines Unſterblichen ab, ſo wie am Ende die Marotte des »dummen Peter« auch nur aus Mißtrauen auf die Rechtlichkeit der Verwandten hervorgeht und ſelbſt in den neueſten Producten Holtei's ſich dieſe Erſcheinung mit wenigen Modificationen wiederholt: in der »Perlenſchnur« iſt Hansjörge wegen ſeiner körperlichen Häßlichkeit, im »Erich« der Geizhals aus Schuldbewußtſein mit ſich zerfallen und man

könnte ohne große Schwierigkeit Pendants zu den genannten »Schmerzlern« ſelbſt aus den kleineren Piecen anführen, wie denn, beim Lichte beſehen, ſelbſt der treffliche Bonjour in den »Wienern in Paris« ziemlich ſtark in des Dichters Lieblingsfarbe hinüberſchillert; wenigſtens ſieht man faſt immer Spuren des großen Riſſes, welcher des Dichters ganzes Weſen ſpaltet und ſelbſt durch die heiteren Tonpartien zittert bisweilen ein Nachhall, welcher an den Aufſchrei einer zum Tode verwundeten Bruſt erinnert.

Es gab eine Sentimentalitäts-Periode, welche auch unſerem teutſchen Vaterlande nicht erſpart geblieben iſt, und wo, noch aus den Siegwarts- und Werthers-Tagen herüber, eine blaſſe, abgefallene Wange, ein ſchwimmender Blick, eine verſunkene Haltung, ein thränenſeliger Jammerton, beinebſt etwas Nachläſſigkeit in der äußeren Erſcheinung, genügten, um ein Individuum intereſſant, um es zum Günſtling, zum »Löwen« der Geſellſchaft zu erheben; dieſe Zeit iſt Gottlob vorüber und man fühlt nun, unter dem Einfluſſe der mächtigen Erlebniſſe unſerer Tage, daß, ſo wie das Herz den Denker, die Kraft den Poeten mache; man erinnert ſich, daß alle hervorragenden Dichter durch energiſche Fülle imponirten und daß, wenn ſie auch bisweilen, in vorübergehenden Intervallen, von ſchwindſüchtigen Grillen geplagt wurden, dies eben nichts Anderes war, als etwa ein Verſuch in anderem Genre, oder Ausbruch von Mißſtimmung, oder vielleicht auch eben nur eine Grille; eine »Weihe der Unkraft« iſt daraus nicht abzuleiten. Kurz: es ſteht dem Dichter nichts ſo gut an, als Tartſch und Helm, der gepanzerte Gedanke, das mannhafte Ge-

fühl und das geharniſchte Wort; ewig nur die Preßhaftigkeit der Poeten im Munde führen, heißt dem Publikum mehr zumuthen, als es bei aller Theilnahme an den perſönlichen Trübſalen und Heimſuchungen eines Tüchtigen, zuzugeſtehen erbötig ſein dürfte, und könnte leicht dahin führen, daß ein excentriſcher Kopf ſich einmal ſo weit verirrte, des Dichters Frühſtück-Semmel und Vesperfaſten, ja wol gar des Dichters Katarrh- und Hämorrhoidal-Beſchwerden zu ſingen.

Und, die Hand auf's Herz, geht es denn dem Dichter wirklich gar ſo übel? — Wir haben zwar in Teutſchland keineswegs die goldenen Honorars-Regen, womit Theaterdirectionen und Verleger ſich in den Schoos der Poeſie einſchmuggeln, wie z. B. in Frankreich, allein echte und fruchtbare Talente finden immer »de quoi faire bouillir la marmite,« vorausgeſetzt, daß ſie nicht durch ſtarres Abſondern oder widerwillige Schroffheit ſich einen exceptionellen Zuſtand bereiten, welchem am Ende der grundgütige Gott ſelbſt nicht abzuhelfen vermöchte. Die Zal der Schriftſteller und Journaliſten, welche in Teutſchland, blos von dem Ertrage ihrer Feder, mitunter ganz comfortable, leben, dürfte ſchwer nachzurechnen ſein, und wenn einſt wirklich »Poet und Hungerleider« eins und dasſelbe war, ſo hat doch dies längſt ſchon aufgehört, mehr zu ſein, und eine unerfreuliche Wahrheit aufzufriſchen, dürfte weder zweckmäßig ſein, noch bringt es irgend eine Wirkung hervor; höchſtens fordert es die Bonmots der Spötter oder das fruchtloſe Mitleid empfindelnder Thränenheldinen hervor, die des Mannes und des Dichters in gleichem Maße unwürdig ſind.

Der naſſe Weg iſt ein ſchnellfördernder, aber ein ſicherer iſt er nicht; das Waſſer hat keine Balken und die Thränendrüſen ſind nicht unerſchöpflich; der Arme, deſſen Siechthum nicht mehr Rettung zuläßt, gehört in's Verſorgungshaus; dem Starken aber, welcher am Wege ſteht und weinerliche Geſichter ſchneidet, ruft man am vernünftigſten zu: »Arbeite und verdiene dir deinen Lebensunterhalt! Prüfe deine Kraft an Thaten; laß das Winſeln den Zierpuppen und Schwächlingen! Willſt du ein Dichter ſein, ſo erhebe uns den Blick und das Aug' und das Herz zum Heiligſten, zum Höchſten, mach' uns die Bruſt ſchwellen von Thatendurſt im Guten, eröffne unſer Ohr den Harmonien der Himmel; die Welt hat des Elendes vollauf, das ſein eigener Herold iſt, um der Jeremiaden aus dem Munde ihrer Begeiſterten entrathen zu können!«

Dies, glaub' ich, ſind naheliegende Beweisgründe, gegen welche die Weltſchmerzler und Zerriſſenen wenig Erhebliches einzuwenden haben dürften, und ſo kann ich denn in meinem Inneren nicht anders als den Weg nicht billigen, auf welchem Holtei ſeinen Effecten zuſtrebt; Thränen ſind Schwäche, Schwäche aber iſt Krankheit und einem kranken Organismus iſt weder ein geſunder, kräftiger Gedanke, noch ein wackeres Empfinden erreichbar; blitzt bisweilen ein Schimmer echten Lebens in ihm auf, ſo iſt dies kein nachhaltiger, wahrer Aufſchwung, ſondern ein nervöſes Zucken, ein galvaniſcher Krampf, durch welchen die erlöſchende Kraft einen Augenblick emporgeſtachelt wird, um dann in noch tiefere Lethargie zurück zu ſinken. Von daher kommen wol auch die faſt bis zur Karrikatur geſtei-

gerten Effecte in den neueſten Stücken Holtei's und wenn er nicht wieder zu der höheren, geſunden Tendenz zurückkehrt, welche ſeinen »Shakeſpeare« durchgeiſtigt, möchte leicht ſeiner poetiſchen Exiſtenz jene weitere Zukunft untergraben ſein, auf welche zu aſpiriren ſein großes Talent berufen iſt. Kein Poſaunen-erbötiger Lobredner, keine Gevatterſchaften und Encyclopädie-Artikel, keine Protection und kein Antecedens von Verdienſt hält eine abſteigende Größe auf, denn ſtandhafte Tüchtigkeit iſt der einzige Gönner, deſſen Autorität von der öffentlichen Meinung reſpectirt werden kann. Darum weg mit dem Heraclits-Geſichte des Grämlings und Unglücks-Profeten, die dem wackeren, geſunden Geiſte nur angekränkelt iſt! Heraus an den Buſen der Natur, welche Arzneien für jeglichen Schmerz, Balſam für alle Wunden bietet! Soll die Würde und Weihe der Dichterſendung gerettet werden, das Leben von der ſchöneren Seite angeſchaut! der Dichter ſoll ſein ein Arzt, welcher heilt, nicht kränker macht; er ſoll ſein ein Prieſter des ſocialen Ritus, welcher die Geſellſchaft zur Erkenntniß ihres wahren Heiles führt; er ſoll ſein ein Apoſtel, mit feuriger Beredſamkeit die Lehre vom Ewigen und Heiligen zu verkünden in allen Zonen; er ſoll ſein ein Heiland für die Menſchen, der, ſelbſt wenn er für ſie blutet auf Golgatha, dennoch ihr Vorbild, ihr Erretter, ihr Hort und Segenſpender bleibt! Er gehe immerhin den Weg des Kreuzes, wenn nur dadurch der Leidenskelch an ſeinen Brüdern vorübergeht!

Holtei hat in Wien ein ſchönes Ziel erſtrebt: er iſt bei Jung und Alt, bei Hoch und Niedrig, im Salon und

auf der Bühne gewürdigt, er iſt populär geworden; in der Schläfrigkeit unſeres Vorſtadt-Drama's hat er eine wohlthätige Reaction hervorgerufen, er hat der Kunſt der dramatiſchen Vorleſung eine Bahn eröffnet, er hat dazu gethan, Publikum und Poeſie ſich näher zu rücken, er hat die Dichtkunſt gleichſam perſönlich auf dem Theater eingebürgert, er hat den Geſchmack an pſychologiſcher Detail-Malerei wieder aufgefriſcht, er hat durch ſein Beiſpiel gewiß manches ſtrebſame Gemüth beruhigt und geſtählt; — er hat viel Gutes geſtiftet und angeregt; hiefür ſei ihm anmit warmer Dank gezollt und der Wunſch geleite ihn durch ſein ferneres Wirken: daß er überall ein gleich empfängliches Publikum, ein gleiches Verſtändniß ſeines Wollens, ein gleiches Entgegenkommen für ſeine Tendenz finden möge und daß er jenes Zerfallenſein, jene kranke Intuizion abſtreife, in denen ſein wahres, dichteriſches Gemüth gefeſſelt erſcheint, wie die Pſyche im ungeſtalten Hauſe der Nymfe, das ſie von ſich ſtreifen muß, um ſich auf goldigen Flügeln bewegen zu können, allen Beſchauern zur Freude.

Geht einſt, wenn die modernen Simpathien beſchwichtigt worden, eine allgemeine Schilderhebung für Dame Poeſie über Teutſchland, um ihr, der vom Zauberſchlafe Erwachten, ihr ewiges, unvergängliches Reich wieder zu erobern, dann wird der Name Holtei, als der Name eines ihrer Verfechter, mit Ehren genannt und im goldenen Buche der treuen Paladine dankbar verzeichnet werden! In Wien wird ſein Name ſteter Achtung verſichert ſein.

Flüchtige Bilder aus dem Alltagsleben.

Von K . . . . r.

1.

Die Spätlinge.

Es gibt Menſchen, die durch eine ungünſtige Verkettung der Umſtände beinahe überall zu ſpät und dadurch in Nachtheil kommen; es gibt aber auch ſolche, die aus lauter Saumſeligkeit, oder gefliſſentlich, um ſich bemerkbar zu machen, oder aus einem anderen Grunde zu ſpät kommen, und eine wahre Plage der Geſellſchaft ſind. Zu dieſer letzteren Sorte gehören auch die Spätlinge im Theater, die bekannten Freunde aller Opernbeſucher und Muſikenthuſiaſten. —

Die Ouverture hat begonnen: Alles iſt mäuschenſtille, man lauſcht mit angehaltenem Athem den Tönen der Muſik, wagt kaum, ſich zu rühren, nicht ein leiſes Wort zu ſeinem Nachbar zu flüſtern, unterdrückt jeden Reiz zum Nießen oder Huſten, um nur ja nicht das geringſte Geräuſch zu machen — da knarrt die Eingangsthüre und hereindrängt ſich eine ganze Familie von Spätlingen. »O weh! da iſt ſchon Alles voll, wo werden wir einen Platz finden? Geh', lieber Vater, ſchau' dich ein wenig um.« Dieſer, folgſam dem Geheiß, macht ſich ſofort auf die Entdeckungsreiſe, rennt hin und her, fragt überall um, muſtert, wo

eine Lücke ſich zeigt, mit prüfendem Blicke, für wie Viele da Raum ſein könnte: endlich hat er einen ihm tauglich ſcheinenden Ort der Niederlaſſung gefunden, und holt nun ſeine lieben Angehörigen dahin. Damit iſt aber noch nicht Alles vorüber; denn die Eine meint, ſie ſehe da vor der Säule nichts, der Zweiten iſt ihr Nachbar nicht recht, und die Dritte glaubt, dort drüben wäre es weit beſſer zu ſitzen. Bis ſich nun dieſes Alles im Wege der väterlichen Erklärung und Zurede beſchwichtiget und ausgleicht, dazu braucht es eine geraume Weile und ein guter Theil der Muſik iſt einem verloren gegangen.

Kaum hat man dieſe Störung und den Aerger darüber überwunden, und kaum gibt man ſich wieder mit ganzer Seele der Macht der Töne hin, — paff, knarrt abermals die Thüre, um einen Mann und ſeine Frau hereinzulaſſen. »Wo wird er ſitzen?« ſagt er. »Ich glaube ihn dort in der Rotunde zu ſehen,« erwiedert ſie und ruft zugleich: »Carl!« Ein allgemeines »Pſt! Pſt!« folgt, allein der Ruf »Carl« ertönt nochmals und da taucht der Geſuchte auf der erſten Bank empor, winkt zurück mit den Worten: »Kommen Sie da herein, meine Gnädige,« und bittet zugleich die Nachbarn, ein wenig Platz zu machen, und nun winden ſich Beide mühſam zum Hausfreunde durch und nehmen die von ihm im Schweiße ſeines Angeſichtes behaupteten Sitze ein. Die Gnädige findet nun, daß es ungemein heiß ſei und daß ſie ihr Shawl und Hut genire; beides wird den Garderobier übergeben, das Billet zurückgebracht, — und ſo wäre denn auch dieſes unruhige Intermezzo überſtanden. —

Unterdeſſen ſind die Ouverture und die erſten Arien

vorüber, und eben hat eine Hauptarie begonnen, und Alles iſt entzückt über den ſeelenvollen Geſang, als — ſich die verhängnißvolle Thüre wieder öffnet und ein Paar Spätlinge der fatalſten Art eintreten — Sperrſitzinhaber. »Sperrſitz rechts,« »Sperrſitz links;« darauf wieder eine allgemeine Mahnung zur Ruhe, und wer nun da weis, welche Hinderniſſe bei einem vollen Hauſe zu überwinden ſeien, um zu ſolchen Sitzen zu gelangen, der wird leicht ermeſſen, daß es dabei nicht ganz lautlos und nicht ohne vielfache Unbequemlichkeit für die Umſtehenden und Umſitzenden abgehen könne. Die Ankömmlinge verſuchen, an dieſer oder jener Stelle durchzudringen; endlich wird nach vielem Kampfe eine Breſche gemacht und ſie ſtürzen nun über die vordere Reihe der Zuſchauer hinweg in ihre Sitze hinein, ſelbſt zerquält und zermartert.

Während nun ſolche Scenen rechts und links, vorne und rückwärts ſich begeben, iſt es da möglich, daß man den Geſang, beſonders in den leiſeren Tönen, gehörig vernehme? kann man da von der Muſik, welche in ihren wunderbaren Wirkungen auf das menſchliche Gemüth vom geringſten ſtörenden Einfluße gehemmt wird, ergriffen, erhoben, begeiſtert werden? Gewiß nicht; der reine, volle Genuß eines Tonſtückes iſt dadurch verdorben. Und man denke nicht, daß jetzt Alles vorüber ſei und daß nun nach dieſem Lärmen und Gepolter friedliche Stille eintreten werde; o nein! fort und fort bis zum Schluße des Stückes erſcheinen die Nachzügler, jeder mit einer eigenthümlichen Art des Geräuſches und der Unruhe; denn der trippelt hin und her, ein Anderer tritt auf, daß der Boden erdröhnt und ein

Dritter ſchlägt die Thüre zu. Selbſt nach geendigter Vorſtellung kommen einem beim Fortgehen noch welche entgegen, die fragen, ob das Theater ſchon aus ſei, und ſich dann wundern und ärgern, daß ſie zu ſpät gekommen ſind.

2.

Eine Spielpartie.

Ich war unlängſt zu einer Abendgeſellſchaft geladen. Obwol gewöhnlich ſolche Einladungen ablehnend, ſagte ich doch dieſes Mal gerne zu, denn ich wußte, daß die Tochter des Hauſes und ihre Freundinen liebliche Mädchen ſeien, und dem Zauber weiblicher Schönheit und Grazie weiche ich nie aus.

Ich fand mich alſo zur beſtimmten Stunde ein, die Geſellſchaft war bereits in die verſchiedenen Gruppen der Unterhaltung vertheilt, jedoch vermißte ich den Strahl der holden Sterne, welche mich eigentlich hieher gezogen hatten. So kam ich auch in's Spielzimmer und — da ſaßen die vier jugendlichen Geſtalten um einen Tiſch im Kartenſpiele vertieft. Ich ſtand verblüfft; kaum erwiederten die Spielerinen meinen Gruß, und, ohne ſich ſtören zu laſſen, ſetzten ſie eifrig ihre edle Beſchäftigung fort. Ich zog mich zurück und mißmuthig verließ ich bald unter einem ſchicklichen Vorwande die Geſellſchaft. Das Bild der vier Mädchen mit den Karten in der Hand wich nicht aus meinem Kopfe; das warnende: »Weihe die Zeit nicht dem Spiele gebildeter Blätter« deklamirte ich vor mich hin und ich glaube, noch im Traume den Spielerinen dieſe Worte allen Ernſtes zugerufen zu haben.

Wie könnt ihr Mädchen, Verſchönerinen des Daſeins, die ihr jeden geſelligen Kreis mit eurer Anmuth und eurem Liebreize ſchmücken ſollt, eure Gegenwart uns entziehen und euch an den Spieltiſch, den Aufenthalt des kalten berechnenden Verſtandes, feſſeln? Wie könnt ihr den Glanz eurer Augen, ſtatt uns damit zu erfreuen, auf lebloſe Kartenfiguren und Spielmarken heften? wie eure roſigen Lippen, welche nur für Worte der Liebe und Sanftmuth die Schwelle ſein ſollten, nur darum öffnen, um Gewinnſte und Verluſte zuſammenzurechnen, und über ein Verſehen oder einen Fehler zu greinen? Wie kommt es euch zu, Stiche zu machen, euch, die ihr jede Wunde des Lebens heilen ſollt? Nein, nein: das Kartenſpiel iſt nicht für euch; wärend ihr hier vielleicht eine Partie gewinnt, verliert ihr eine andere für's ganze Leben. Darum legt eilig die verderblichen Blätter aus der Hand: denn ihr ſollt nie lernen, mit — Herzen zu ſpielen.

8.

Die Platzhälter.

Wie häufig hört man beim Fortgehen aus dem Theater die lamentable Aeußerung: »Keine Handlung! keine Handlung!« und wie ungerecht iſt dieſe! Wird in unſern Theatern nicht genug gehandelt? Sind ſie nicht wahre Kaufhäuſer geworden? Man gehe noch ſo frühe in die Oper oder in's Schauſpiel, ſo ſind die vorderſten beſten Plätze in den Gallerien bereits beſetzt, von einem, größtentheils weiblichen Publikum, welches man überall eher zu finden hoffte, als in den Tempeln der Kunſt. Wärend man nun

nach einem leeren Plätzchen, wie der Matroſe nach Land, ſpähet und alle Räume nach einem ſolchen Eilande durchforſchet, zupft einen die oder jene glückliche Beſitzerin und ſpricht: »Schaffen's 'an Platz? zalen's mir 'an Zwanz'ger.« Da man nun die Ausſicht hat, ſich mit einem höchſt unbequemen Sitze begnügen oder wol gar das ganze Stück hindurch ſtehen zu müſſen, ſo ſteht man lieber gleich jetzt nicht lange an und ſchließt den Kaufkontrakt ab. Auf dieſe Art geht der Handel bis zum Beginne der Vorſtellung fort, die Handelsleute ziehen dann in Scharen von dannen, mit dem ſicheren Gewinne im Sacke, und in ſo fern freilich oft beſſer daran, als der Käufer, wenn er nach einigen Stunden mit Zeit- und Geldverluſte ihnen nachfolgt. Nicht ſo leicht kommt man übrigens weg bei einer neuen oder überhaupt einer ſehr beliebten Vorſtellung. Denn da die Preiſe aller Waare ſich nach Anbot und Nachfrage feſtſtellen, ſo richtet ſich auch dieſer kleine Theil des großen Welthandels, deſſen Sitz die Theater ſind, darnach, und es iſt daher natürlich, daß man bei größerem Andrange des Publikums für einen Platz das Zwei-, Drei-, Vierfache oder noch mehr, gegen ſonſt, bezalen muß. Und iſt es vielleicht ſchon mehrere Abende vorher flau gegangen, ſo iſt nun an einem ſolchen Abende der lebhafteſte Verkehr und Umſatz, oder beſſer Umſitz, denn jeder wünſcht ein Plätzchen, die Verkäufer halten mit ihrer Ware zurück, Einer überbietet den Anderen und es ereignen ſich vor dem Anfange des Stückes oft Auftritte, welche zu denen auf der Bühne im wunderlichſten Contraſte ſtehen. Hat man ſich nun auf den theuer erworbenen Platz niedergelaſſen, iſt es da nicht

leicht begreiflich, daß einem der Gedanke kommt: »Wie wäre diesem Unfuge, der besonders dem Fremden eine höchst üble Meinung von der hier herrschenden Theaterordnung beibringen und ihm lästig fallen muß, zu steuern?«

Es läßt sich nun freilich nichts gegen den Spekulationsgeist des Einzelnen ausrichten, der sich immer darauf berufen wird und kann, er könne mit seinem bezalten Platze machen, was ihm beliebe, und wenn er vor dem Anfange der Vorstellung das Theater verlasse, auch sein bezaltes Leggeld wieder zurückverlangen. Dieser wird immer das Recht auf seiner Seite haben, oder doch wenigstens den Schein des Rechts, was oft synonym ist; — aber gegen diejenige Sorte der »Platzhälter« sollte man einschreiten, die ihre Plätze nicht bezalt, sondern den Einlaß durch die Protektion des Billeteurs eigends zum Betriebe ihres Schachers, von dessen Gewinne sie allenfalls auch Percente entrichten, erhalten haben, die häufig sogar zur Familie des Billeteurs gehören, die, noch bevor das Theater geöffnet wird, die besten Plätze besetzen, diese dann an die ersten, über die bereits vollen Bänke sich nicht genug verwundern könnenden Ankömmlinge verkaufen, gleich darauf hinter diesen ihre Lagerplätze aufschlagen, und so immer weiter Bank für Bank zurückweichen, bis sie endlich auch das letzte übrige Plätzchen an Mann gebracht haben.

Dieser Unfug verdient eine ernste und strenge Rüge, und es sollte mich freuen, wenn ich durch diese Zeilen den Theaterdirektionen, die gewiß keine Kenntniß davon haben, zur Abstellung desselben Veranlassung gegeben hätte.

Stanford University Libraries
3 6105 013 815 217

CECIL H. GREEN LIBRARY
STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD, CALIFORNIA 94305-6004
(650) 723-1493
grncirc@sulmail.stanford.edu
All books are subject to recall.

DATE DUE

JUN 2 4 2002
APR 2 4 2002